








UNIVERSITY OF ST. MICHAEL'S COLLEGE
LIBRARY







PRINZ EUGEN, VON LUCAS PERMOSER

HEINRICH VON SYBEL

# PRINZ EUGEN

## *von Savoyen*




GEORG D. W. CALLWEY / MÜNCHEN
RUDOLF M. ROHRER / BRÜNN / WIEN

Drei Vorlesungen, gehalten zu München im März 1861
Unveränderter Abdruck der Originalausgabe in
neuzeitlicher Rechtschreibung. Sechste Auflage.

Druck von Rudolf M. Rohrer, Brünn

*„Meine Herren, Sie haben nur eine Lebensberechtigung, wenn Sie beständig auch in der größten Gefahr als Beispiel wirken, aber in so leichter und heiterer Weise, daß es Ihnen niemand zum Vorwurf machen kann.“*

Ein Wort Prinz Eugens an seine Offiziere.
Der Neuausgabe als Motto vorangestellt.



## I.

Ich erlaube mir, in den nächsten Stunden Ihre Aufmerksamkeit auf den größten Feldherrn und Staatsmann Österreichs, auf Prinz Eugen von Savoyen zu lenken.

Den größten, sagte ich, und meine es im weitesten Sinne. Als Staatsmann überragt er die bedeutendsten seiner Nachfolger, die Kaunitz und Stadion. Als Feldherr steht er nach Zeit und Rang unmittelbar zwischen Gustav Adolf und Friedrich dem Großen. Ein feuriger Held und zugleich ein menschenfreundliches Herz, ein genialer Kopf und ein pflichttreuer Patriot, ein Meister der Politik und ein rechtschaffener Mann. Wo er auftritt, fesselt er die Gemüter an sich; ein geborener Franzose aus italienischem Stamme, zeigt er überall deutschen Sinn und deutsche Art wie nur einer unter Österreichs Lenkern; er zählt zu den Gei-

stern, deren einen besessen zu haben, den Stolz eines Volkes auf Jahrhunderte bildet. Auch heute wäre es nur das Ungeschick des Zeichners, wenn sein Bild nicht unsere Herzen erwärmte.

Als ich vor einem Jahre an dieser Stelle die Zeit unserer Befreiungskriege zu schildern versuchte, bat ich Sie, nicht im einzelnen nach Ähnlichkeiten mit der Gegenwart zu spähen, sich damit den großen historischen Gesamteindruck nicht zu stören, das ruhige historische Urteil nicht zu verwirren. Unser heutiger Stoff liegt ein Jahrhundert weiter rückwärts, in dieser Ferne leichter zu überblicken, abgeschlossen in sich und in seinen Konsequenzen: so daß das geschichtliche Urteil über jeden Punkt durch die schlechthin entscheidende Instanz, durch den praktischen, bleibenden Erfolg, unwiderruflich feststeht. Hier kann ich umgekehrt daran erinnern, daß es zum Teil dieselben Fragen sind, welche damals und jetzt die österreichische Politik bewegen. Es sind ähnliche Tendenzen der Regierung, welche vor anderthalb Jahrhunderten dem Prinzen Eugen zu schaffen

gemacht, welche die heutigen Nöte hervorgerufen, aus welchen das gewaltige Reich unter dem Anteil Europas sich eben hervorzuarbeiten beginnt. Es ist bei uns wohl vorgekommen, daß diejenigen, welche diese Tendenzen tadelten, welche Deutschland nicht in den Strudel derselben fortgerissen wünschten, einer vorgefaßten Abneigung, ja eines blinden Hasses gegen Österreich beschuldigt wurden; nun, sie dürfen sich über den Vorwurf beruhigen, wenn sie die Gründe ihres Urteils von keinem geringern Meister, von keinem schlechtern Patrioten als dem Prinzen Eugen empfangen. Ein alter Römer sagt: man erhält die Staaten durch dieselben Mittel, durch die man sie gründet. Unter den Gründern aber des heutigen Österreichs steht Eugen in erster Linie, und wer die Bewahrung Österreichs wünscht, wird Eugens Haltung zu beachten, seinen Standpunkt zu erfassen wohl tun.

Nachdem die neuere Geschichte Österreichs lange Zeit für Deutschland eine Terra incognita gewesen, sind wir in der letzten Zeit über mehrere

Abschnitte derselben in erfreulicher Weise durch äußerst lehrreiche Mitteilungen unterrichtet worden. Dahin gehört auch das Leben Eugens. Eine Menge seiner militärischen Briefe und Depeschen sind veröffentlicht worden, so daß sich seine Tätigkeit als Feldherr jetzt mit urkundlicher Genauigkeit festellen läßt. Darauf hat, mit unbegrenzter Benutzung der österreichischen Archive und mit fleißigem Studium der gedruckten Literatur, Alfred Arneth eine umfassende Biographie des Helden herausgegeben, welche über die Einzelheiten seines Lebensganges, über sein politisches Wirken, über Österreichs Hof und Staat zu Eugens Zeit eine Fülle neuen Lichtes verbreitet, deren Mitteilungen durchgängig auch die Grundlage meiner Darstellung sein mußten. Das Buch ist mit rühmenswerter Gründlichkeit und Genauigkeit gearbeitet, verliert jedoch nicht selten über der Masse des Details die großen leitenden Gesichtspunkte aus den Augen, und noch mehr tut der Anschaulichkeit und Freiheit der Darstellung eine gewisse offiziöse Haltung Scha-

den, mit welcher der Autor soviel wie irgend möglich den Schatten aus dem Bilde zu beseitigen sucht, damit aber natürlich auch die individuelle Lebendigkeit der Gestalten und die sichere Klarheit des Urteils verliert. Dies gilt besonders von den Fällen, wo Eugen und die Regierung entgegengesetzter Ansicht waren, und nun, ohne Eugen zu tadeln, die Regierung doch gelobt werden soll. Der Wunsch, daß aus Eugens Nachlaß neben den militärischen auch sonstige Korrespondenzen veröffentlicht werden möchten, ist also durch Arneths Werk nur gesteigert. Kürzere Biographien Eugens haben Hormayr und Hennes geliefert; Kauslers Buch läßt sich nicht empfehlen, weil es sich auf eine Sammlung angeblicher Schriften des Prinzen stützt, die vor 50 Jahren ein Herr v. Sartori herausgegeben hat, und welche nichts als eine grobe literarische Mystifikation sind.

Prinz Eugen wurde, genau 150 Jahre vor der Leipziger Völkerschlacht, am 18. Oktober 1663 zu Paris geboren. Sein Vater war ein Sprößling

der savoyischen Nebenlinie Carignan, und mütterlicherseits der Erbe der Grafen von Soissons, eines Seitenzweigs des königlichen Hauses Bourbon. Graf Eugen Moritz wurde demnach am Hofe von Versailles als Prinz von Geblüt betrachtet und behandelt; er war ein wackerer Degen, tadelloser Kavalier und braver Kamerad, im übrigen unbedeutenden Geistes, gutmütigen Sinnes, anspruchslos und bequem im Verkehr. Damals beherrschte während der Minderjährigkeit des jungen Ludwig XIV. Kardinal Mazarin als allmächtiger Premierminister den französischen Staat und ließ aus Rom sieben seiner Nichten zu glänzender Versorgung nach Paris kommen. Der junge König wuchs im täglichen Verkehr mit diesen Damen heran; eine derselben, Olympia Mancini, war fast genau in seinem Alter, nicht schön, aber lebhaft, klug und ehrgeizig, und wußte mit dem königlichen Knaben so gute Spielgenossenschaft zu halten, daß eine Weile der Hof und Paris von dem Gedanken erfüllt waren, Olympia werde die Hand

Ludwigs gewinnen, und die junge Dame sich von wetteifernden Huldigungen umringt sah. Indessen mußte sie sich bald von der Unzuverlässigkeit dieser Hoffnungen überzeugen. Ludwig verlor sein erregbares Herz heute an eine erfahrene Hofdame, morgen an ein frisches Gärtnermädchen, und willigte endlich, 18 Jahre alt, in den Wunsch des Kardinals, sich mit einer spanischen Prinzessin zu vermählen. Olympia hatte bereits mit verständigem Entschlusse ihre Partie ergriffen und sich 1657 mit dem Grafen von Carignan-Soissons verbunden, der durch diese Heirat den ergiebigen Schutz des Kardinals gewann, Colonel-General aller französischen Schweizer-Regimenter, Gouverneur der Champagne und Generalleutnant wurde und seiner geist- und einflußreichen Gemahlin eine unbedingte Verehrung zollte. Olympia hatte sich ihrerseits durch ihren besonnenen Verzicht auf Ludwigs Liebe die Freundschaft des Königs bewahrt, wurde Oberhofmeisterin der Königin und sah Tag für Tag den König in stundenlangen

Besuchen als Gast des Hotels Soissons bei sich, welches dadurch mehrere Jahre lang der Mittelpunkt des höfischen Prunklebens wurde. Wir wollen noch einen Augenblick in diesen Kreisen verweilen, da ihr Zustand in mehr als einer Hinsicht für den Prinzen Eugen entscheidend geworden ist.

Die Gräfin von Soissons hatte an dem Verhältnis zum Könige nicht lange eine ungetrübte Freude. Obgleich sie selbst nicht eigentlich mehr einen Anspruch auf sein Herz machte, hielt sie doch von jeder neuen Neigung Ludwigs ihre Stellung gefährdet und gebrauchte dagegen, herrschbegierig wie sie war, alle Mittel. Gegen die schöne und sanfte Luise La Vallière spann sie eine verwickelte Intrige an, verriet sich später in ihrer Leidenschaftlichkeit dem Könige selbst, und wurde mit ihrem höchst unschuldigen Gemahl für eine Weile in die Provinz verbannt. Bald nachher begnadigt, erfuhr sie neue und schlimmere Bedrängnisse durch Luisens Nachfolgerin in der königlichen Gunst, die hochfahrende Frau von

Montespan, welche das von Olympien bekleidete Hofamt selbst zu besitzen wünschte. Die Gräfin war darüber im höchsten Grade empört, suchte den Einfluß der Nebenbuhlerin auf jeder Seite zu untergraben und hielt durch diese Kämpfe mehrere Jahre hindurch den ganzen Hof in Atem. Für ihr Haus und ihre Kinder hatte sie bei diesen unaufhörlichen Händeln wenig Zeit und wenig Interesse; den jungen Eugen, berichtet die Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte, ließ sie umherlaufen wie einen Galopin. Er war der fünfte Sohn und deshalb für die Kirche bestimmt; ehe er zehn Jahre alt war, hatte er den Titel Abbé von Savoyen und besaß drei Abteien — nur daß der Knabe wenig Sinn für diese Ehren zeigte und lieber als in die Messe auf die Parade ging; „ich habe ihm allezeit versichert", sagt Elisabeth Charlotte, „daß er nicht Abbé bleiben würde." Darüber starb der Graf von Soissons 1673, und Olympia, jetzt mit der militärischen Neigung Eugens einverstanden, begehrte, daß das Kind die Stelle seines Vaters als Colonel-

General der Schweizer erhalte. Aber der König entschied, daß das Amt einem anderen Kinde, seinem ältesten Sohne von der Montespan zuteil werde. Die Gräfin warf ihren Groll über das Fehlschlagen vornehmlich auf den Kriegsminister Louvois und freute sich, diesen durch ein bitteres Nein zu kränken, als er später seinen Sohn mit einer Tochter Olympiens zu vermählen wünschte. Immer heftiger gereizt, immer stärker vom fruchtlosen Ehrgeiz umgetrieben, kam sie endlich auf höchst bedenkliche Wege.

Die sittliche Verdorbenheit des damals ganz Europa überstrahlenden französischen Hofes entlud sich unter anderem auch in einem wüsten Aberglauben. Wenn man heute Tischrücken, Klopfgeister und Psychographen in Bewegung setzt, so las man damals in den Sternen, schaute in magische Spiegel und Glaskugeln, suchte Dämonen und Geister zu beschwören. Die Personen, welche von diesen Dingen Gewerbe machten, hatten außerdem auch die wirksamsten Medikamente auf ihrem Lager, Liebestränke, Teu-

felselixiere, Erbschaftspulver, so daß Paris nicht selten durch das plötzliche Wegsterben ganzer Familien erschreckt wurde. Vor allen andern Hexenmeistern hatte eine gewisse Voisin einen weiten, unheimlichen Ruf und wurde von Damen und Herren des höchsten Adels vielfach konsultiert. Sie fiel endlich dem Kriminalgericht in die Hände und nannte demselben von ihren Besuchern unter andern den großen Marschall Luxembourg, der seine Seele dem Teufel verschrieben hätte, um durch ihn eine Heiratsverbindung mit dem Hause des Kriegsministers zu erzielen, dann aber auch die Gräfin von Soissons, die sie gefragt haben sollte, ob sie einen treulosen Liebhaber, der ein großer Fürst sei, wieder zu ihr zurückzuführen vermöge. Dies reichte nach den damaligen Begriffen dicht an Hochverrat, und schon war der Befehl zur Verhaftung der Gräfin ausgefertigt. Sie sagte: „Louvois ist mein Todfeind, er hat die Macht, mich zu verderben; wenn er jemanden wie mich zu verhaften wagt, so wird er das Verbrechen auch vollenden und

mich auf das Schafott bringen; ich ziehe das freie Feld vor und werde mich später rechtfertigen." Sie entfloh nach Brüssel 1680. Ihre Kinder blieben zurück, unbelästigt, aber durch den Sturz der Mutter schwer betroffen. Man wird sich den Eindruck solcher Katastrophen auf Eugens erregbaren Geist wohl vorstellen können. Schwerlich ist die Annahme richtig, daß Olympia den Sohn zum Hasse gegen den König erzogen habe; sie hat nie ein persönliches Verhältnis zu Eugen gehabt und bis zum letzten Augenblick nach Ludwigs Gunst gestrebt. Aber die ganze Lage mußte den jungen Prinzen von dem französischen Könige ablösen. Wer so nahe dem Brennpunkte aller Macht und alles Glanzes gestanden, wer in dieser Nähe so heftig von der inneren Fäulnis desselben berührt worden war, mußte für immer von Ehrfurcht und Zuneigung dafür geheilt sein. Auch blieb dem jetzt Siebzehnjährigen selbst kein Tropfen des bitteren Kelches erspart. Nach der Entfernung der Mutter versuchte er mehrmals, sich eine Anstellung in der Armee

zu erwirken. Louvois aber, seines Triumphes über die Gräfin froh, wies ihn mit voller Brutalität zurück, und König Ludwig selbst erklärte dem kleinen Abbé, er solle bei der Kirche bleiben. Anfang 1683 entschloß sich also der Prinz, einem älteren Bruder in österreichische Dienste zu folgen; als er die französische Grenze überschritt, tat er das Gelübde, nur mit dem Degen in der Faust den Boden Frankreichs wieder zu betreten. Dies Wort, wie jedes andere, hat er gehalten.

Er kam nach Deutschland ohne jede bestimmte Aussicht, mit sehr wenig Geld und recht viel Schulden, aber innerlich rein und frei, mit allen Gedanken auf Arbeit, Selbstverleugnung, hohen Ruhm gerichtet. Äußerlich machte er eine geringe Figur; er war klein, unscheinbar, schwächlichen Ansehens; sein Gesicht war lang und mager, die Nase etwas aufgestülpt, die Oberlippe beträchtlich zu kurz, so daß zwei große Zähne immer sichtbar waren; nur die schwarzen funkelnden Augen kündigten die feurige Seele

an, welche den schmächtigen Körper erfüllte. Er kam zur rechten Zeit nach Wien; stürmische Tage waren über die Staaten Kaiser Leopolds I. hereingebrochen; in Ungarn hatte Graf Tököly sich gegen die Übergriffe der kaiserlichen Beamten erhoben und das ganze Land mit den Flammen eines wilden Aufstandes bedeckt, und um das Maß der Gefahr zu füllen, war ein gewaltiges türkisches Heer auf das Anrufen der magyarischen Rebellen gegen Leopolds weit zerstreute Scharen in Bewegung. Das Deutsche Reich und bald die ganze Christenheit empfand die Erschütterung des gewaltigen Ausbruchs; auf allen Straßen zogen die Kolonnen deutscher Hilfsvölker und kampflustiger Freiwilliger zum Kriegsschauplatze; Kaiser Leopold empfing den jungen Fürstensohn mit offenen Armen, ernannte ihn zum Obersten und wies ihn zu der Reiterei des trefflichen Markgrafen Ludwig von Baden. Das Heer, damals erst 35 000 Mann, sammelte sich an der Raab, da aber der Großvezier geradenwegs auf Wien vordrang, mußte

man schleunigst aus Ungarn zurück; am 7. Juli erprobte Eugen in einem Nachtrabgefecht zum ersten Male seine kriegerische Unerschrockenheit gegen den rasenden Anprall der türkischen Reiterscharen. Er blieb dann bei der Armee, welche in Erwartung deutschen und polnischen Zuzugs neun lange Wochen hindurch der Belagerung Wiens durch die türkische Übermacht und Starhembergs heldenmütiger Verteidigung untätig zusah. Endlich hatten Herzog Karl von Lothringen und König Johann Sobieski ihre Vereinigung vollzogen, und am 14. September erfolgte die glorreiche Befreiungsschlacht, welche für immer das militärische Übergewicht des Osmanen zertrümmern sollte. Eugen war mit seinen Dragonern unter den ersten, welche durch die dichten türkischen Scharen sich zum Stadttore durchhieben, um dann die zerrissenen Linien des Feindes in wilder Flucht auseinanderzutreiben. So glänzend hatte er sich hervorgetan, daß noch vor Ablauf des Jahres der Kaiser ihn zum Inhaber des Dragonerregiments Kufstein machte, wel-

ches seitdem den Namen des Helden bis auf die Gegenwart fortgeführt hat.
Die Verfolgung der geschlagenen Feinde führte sofort die kaiserlichen Waffen in erfolgreicher Offensive vorwärts nach Ungarn. Seit 160 Jahren hatte dort ein türkischer Pascha von der Feste von Ofen herab zwei Drittel des Landes beherrscht: jetzt endlich, 1686, wurde der Platz den Osmanen durch Kurfürst Max Emanuel von Bayern mit stürmender Hand entrissen und bald nachher ein neuer großer Sieg über das türkische Hauptheer am Berge Harsan errungen. Eugen war auch hier mit seinen Dragonern in der Verfolgung des fliehenden Feindes allen voran; in brausendem Jagen gelangte er an die Verschanzung des türkischen Lagers, wo ein lebhaftes Kanonenfeuer die Nachsetzenden zu hemmen suchte, Eugen aber, ohne einen Moment zu verlieren, seine Reiter absitzen ließ, und dann, er selbst an ihrer Spitze, den Degen im Munde, mit ihnen die Schanzen erkletterte und die Niederlage des völlig betäubten Feindes vollendete.

Im Feldzug von 1689 machte darauf Eugen, jetzt mit 25 Jahren zum Feldmarschall-Leutnant befördert, wieder unter Max Emanuel den Sturm auf Belgrad mit, wurde aber gefährlich am Knie verwundet und gleich nach seiner Heilung auf einen neuen Schauplatz politischer und kriegerischer Erfolge abgerufen.

Um uns hier zu orientieren, müssen wir einen Blick auf die damalige Gesamtlage Österreichs und Europas werfen.

Vergleicht man die Staaten Kaiser Leopolds mit denen Franz Josephs, so fehlte jenem Galizien, der größte Teil von Ungarn, Siebenbürgen, Venetien; er beherrschte also beiläufig die Hälfte des heutigen Länderbestandes. An Heeresmacht konnte man etwa ein Sechstel, an Geldeinkünften nicht ein Zehntel der jetzigen Beträge zusammenbringen: eine Großmacht also im modernen Sinne des Wortes war Österreich damals noch nicht, sondern sollte es erst werden. Der Kaiser, der sich trotzdem als den ersten Potentaten der Welt betrachtete, die höchsten

Ansprüche erhob und die weitesten Entwürfe verfolgte, ersetzte die territoriale Schwäche einstweilen durch mannigfaltige und eigentümliche Mittel. Er stand in engster Verbindung mit der älteren Habsburger Linie in Spanien, er hatte als Schützer und Verfechter der katholischen Kirche einen starken Einfluß in Rom und dadurch in weiten Kreisen Italiens, er verfügte als Kaiser des römischen Reiches über eine Menge einträglicher Beziehungen in Deutschland. Sieht man die Liste seiner Generale durch, so ist es noch wie in Wallensteins Lager eine Sammlung aller Nationen, deutsche Reichsfürsten, Wallonen und Lothringer, ungarische Edelleute, Spanier und Italiener. Der einheimische Adel, bemerkt damals ein venezianischer Gesandter, hält sich aus dem Staats- und Kriegsdienst zurück; er liebt auf seinen Gütern zu sitzen, zu trinken und zu jagen. Die Lenkung der Staatsgeschäfte lag in gleicher Weise nur zum kleineren Teile in den Händen einheimischer Minister; unaufhörlich drangen in deren

Kreis talentvolle und ehrgeizige Emporkömmlinge aus dem Deutschen Reich, aus Italien oder Spanien, den wichtigsten Einfluß übten ununterbrochen der spanische Gesandte, der päpstliche Nuntius und der Beichtvater des Kaisers. Die Geschäftssprache war ein mit französischen und lateinischen Brocken gemengtes Deutsch; am Hofe und in der kaiserlichen Familie wurde ausschließlich spanisch und in späteren Jahren italienisch geredet. Handelte es sich darum, die Kosten eines Krieges aufzubringen, so lieferte die Steuerkraft des Landes den geringeren Teil; mit emsigster Sorgfalt schaute man dafür nach Beiträgen des Deutschen Reiches, spanischen Subsidien, römischen Bewilligungen aus. Wir sehen, es ist ganz die mittelalterliche Art, die Überlieferung des alten Kaisertums, welches geringe Territorialmacht und schwachen Einfluß in Deutschland besaß, dafür aber den ganzen Erdkreis als die Domäne seiner Macht betrachtete. Noch im 16. Jahrhundert hatte Karl V. in diesem Sinne gewaltet und mit überraschendem

Erfolge Spanien und Italien, Deutschland und Amerika sich untertänig gemacht. Das Machtgebiet Leopolds war ungleich geringer; aber die Qualität seiner Herrschaft, die Natur seiner Politik unverändert dieselbe.

Dies zeigte sich nach innen wie nach außen. Eine Regierung, welche ihre Provinzen vor allem als den Schemel ihrer dynastischen Weltstellung betrachtet, kann unmöglich die Beförderung innerer, nationaler Wohlfahrt als ihre höchste Pflicht erkennen. Auch dies ist ganz mittelalterlich: im mittelalterlichen Staate hatte die Regierung überall keine Organe, auf den materiellen und geistigen Zustand der Untertanen einzuwirken; und nicht anders stand es in Österreich noch zur Zeit Leopolds I. Die Regierung hatte außer den Geistlichen und Offizieren in den Provinzen fast keine Beamten als die Erheber der Steuern und Gefälle. Im wesentlichen lag Gericht und Verwaltung in den Händen der Grundherren, Schule und Unterricht in den Händen der Kirche. Daß der Staat für die

innere Entwicklung des Landes, die Eröffnung neuer Erwerbsquellen, die Steigerung der Kultur etwas tun könne und tun solle, daran hatte man bisher nicht gedacht. Genug, wenn die Untertanen der Kirche ihre Verehrung, dem Ärar die Steuern, der Armee die Rekruten lieferten.

Nimmt man beides zusammen, die Vernachlässigung der inneren Pflege und die Verfolgung der erobernden Weltpolitik, so begreift man leicht die notwendige Folge, eine permanente Erschöpfung des Landes. Noch im 14. Jahrhundert war der Herzog von Österreich, der sonst kein Land als Österreich, Steier, Kärnten und Krain besaß, der reichste unter allen Fürsten Deutschlands gewesen. Seitdem aber Kaiser Friedrich III. die Anwartschaft auf Burgund und Ungarn gewonnen, seitdem Karl V. Italien und Spanien mit den Goldgruben Mexikos erworben, war in Madrid und in Wien das Defizit bleibend und die Insolvenz der regelmäßige Zustand. Kaiser Leopold bezog aus seinen Kronländern nach den

Etats jährlich 12 Millionen Gulden, in Wirklichkeit aber kam oft genug nicht die Hälfte in die Kasse, und wenn er freilich für Justiz, Verwaltung, Unterricht und Kirche sehr wenig verausgabte, so reichte auch für die übrigen Posten, Hof, Ministerium, Diplomatie und Armee, jene schmale Einnahme niemals aus. Alle Steuererhebung half nichts; die Not führte auf den Gedanken, es müsse erst Geld im Lande sein, ehe es in die Staatskasse gelangen könne, und so begann man die ersten Experimente in der Hebung der Landeswohlfahrt, charakteristisch für Gesinnung und Bildung in diesen Dingen, meistens in derselben Weise, wie man sonst das Goldmachen getrieben hatte, künstliche Projekte, die mit einem Male Millionen erzeugen sollten, Austernbänke in den Teichen der Wiener Gärten, Maschinen, um aus der Kleie noch einmal Mehl zu mahlen, Seidenfabriken und Handelskompanien, die nach kurzem Bestande zusammenfielen. Mit einem Worte, man war und blieb im Bankerott; man seufzte über dies

Leiden jeden Tag, aber man wußte es endlich nicht anders, und nahm es hin wie die Kälte im Winter und die Gewitter im Sommer. Am wenigsten ließ sich Kaiser Leopold dadurch anfechten. Als er im Jahre 1657 den Thron bestieg, war er eben volljährig, von weltlichen Neigungen abgewandt, und hatte mit Kummer der geistlichen Laufbahn entsagt, der er bis zum Tode seines älteren Bruders bestimmt gewesen. Er war denn in theologischer Weise wohl unterrichtet, ja hier und da gelehrt; er war innerlich fromm, der Kirche gründlich ergeben, geistlichem Wesen so günstig, daß er einem tüchtigen Kleriker alle Fähigkeit zutraute und seinen Beichtvater wohl zur Aufsicht und Lenkung der Generale in das Hauptquartier schickte. Auch sein eigenes Tun dünkte ihm eine göttliche Mission. Seine Aufgabe faßte er kurz auf Befestigung der rechtgläubigen Kirche und Erhöhung des Hauses Habsburg, und war durchdrungen davon, daß Gott ihn hierzu sichtbarlich schütze und nur böse Menchen ihn zu hindern suchten.

Bei dieser Grundstimmung war er durch kein Mißgeschick zu erschüttern, aber auch durch keinen Erfolg aus der Fassung zu bringen; er war im großen unbeugsam in seinen Richtungen, aber mit zweifelnder Gewissenhaftigkeit stets unentschlossen, weitschichtig und mißtrauisch im einzelnen; er war gegen die Seinigen ein musterhaftes Familienhaupt, ein treuer Ehemann und liebevoller Vater, immer aber so durchdrungen von seiner Würde, daß ihn auch Frau und Kinder stets nur im spanischen Zeremoniell sahen. Dann schaute unter der mächtigen schwarzen Perücke das blasse Gesicht mit großer Nase und breit herabhängender Unterlippe gutmütig und ernsthaft aus großen matten Augen heraus: die guten Untertanen und befreundeten Mächte fanden ihn durch und durch wohlwollend, freundlich, und freigebig bis zur Schwäche; dafür hielt er es auch ehrlich für Regentenpflicht, gegen jeden politischen Widersacher ohne Erbarmen zu sein. Die ungarische Krone war damals noch nicht erblich, die kö-

nigliche Macht verfassungsmäßig beschränkt, die Protestanten mit bestimmten Privilegien versehen, alles Dinge, die seinen tiefsten Überzeugungen diametral zuwiderliefen. Die kaiserlichen Garnisonen im Lande gerieten dann bald mit den Einwohnern in Streit; 1667 machten einige Magnaten eine Verschwörung gegen den Kaiser, wurden aber verraten und hingerichtet, und Leopold nahm sofort davon Veranlassung zu einer umfassenden Reaktion. Die „hungarischen Sachen", schrieb er nach Madrid, seien „in gutem statu, ich will mich aber der occasio bedienen, und in Hungaria die Sachen anderst einrichten; obwolen ich sonst nit gar bös bin, so muß ich es diesmal per forza sein, und hoffe bald Alles in gutem Stand zu bringen." Er legte dann eine militärische Gewaltherrschaft mit Hintansetzung aller Verfassungsrechte über das Land; die Folge war eben Tökölys Aufstand, der Einbruch der Türken, die Belagerung Wiens. Der Kaiser flüchtete nach Linz, von dort nach Passau, höchst gleichmütig, denn Gott

werde seine Sache nicht verlassen; er kam nach der Siegesschlacht in seine Hauptstadt zurück, immer gleich ernsthaft, nun werde Hungaria in guten Stand kommen. Als dann Ofen erobert war, begehrte er von dem Reichstage die Gewährung der erblichen Königswürde; er kannte zwar die Abneigung der Mehrheit gegen eine solche Konzession, hatte aber auch ein sicheres Überredungsmittel. General Caraffa behandelte nämlich mittlerweile kriegsrechtlich zu Eperies die Teilnehmer an den letzten Verschwörungen und setzte die Hinrichtung in Masse genau so lange fort, bis der Reichstag sich in den kaiserlichen Willen gefügt und das Erbgesetz angenommen hatte.

Inmitten dieser Erfolge fand sich Leopold auf einer andern Seite durch die bedeutendste Gefahr seiner Zeit in Anspruch genommen.

Es gab damals in der politischen Welt keinen schärferen Kontrast als zwischen dem lockeren und unbehilflichen Gefüge der österreichisch-kaiserlichen Macht und der straff zusammenge-

faßten Einheit der französischen Monarchie. Seit dem Tode des Kardinals Mazarin, 1661, hatte König Ludwig XIV., damals zwanzigjährig, die Selbstherrschaft in die Hand genommen und in der ersten Sitzung des Konseils seinen Räten erklärt, der Premierminister Frankreichs werde fortan er selbst sein. Er war der dritte Regent aus dem vor 70 Jahren in heftigem Bürgerkriege auf den Thron gelangten Hause Bourbon; er ergriff die Macht mit der Frische der Jugend, der eigenen Jugend und der seines Geschlechtes. Er hatte geistige Fähigkeiten der bedeutendsten Art, er war unermüdlich, vielseitig, ruhelos; in Prunk und Glanz, in Genüssen und Ausschweifungen verließ ihn nicht einen Augenblick der ehrgeizige Gedanke, in Frankreich keinen Willen als den seinen, in der Welt keinen als den Frankreichs zu dulden. So hielt er alle Teile seiner Nation in vollständiger Unterwerfung; er durchdrang sie, zur Entschädigung für Recht und Freiheit, mit den Gedanken nationalen Ruhmes, und indem er

ihr gesamtes Dasein für die Zwecke seines Herrschersinnes zusammennahm, war er unaufhörlich bedacht, durch eine tätige und fürsorgende Verwaltung ihre Kräfte, ihre Hilfsquellen und Reichtümer zu entwickeln und zu steigern. Sein großer Minister Colbert legte mit eisernem Fleiße den Grund zu einer allgegenwärtigen Administration und einem ergiebigen Staatshaushalte; er belebte den Ackerbau, erweckte Industrie und Fabrikation, sorgte für Handel und Kolonien, ordnete das Vermögen der Stadtgemeinden, baute Kanäle und Heerstraßen, veranstaltete neue Gesetzbücher, war ein langes Leben hindurch den Arbeiten von vier Ministerien gewachsen. So stieg mit dem Wohlstand der Nation die Einnahme des Staats auf 120 Millionen, das Zehnfache der österreichischen, die Flotte war geraume Zeit hindurch sowohl der holländischen als der englischen gewachsen, das Landheer konnte auf 200 000 Mann gesteigert werden, während Österreich damals kaum 50 000 zu bezahlen vermochte. Auf solche Mittel

gestützt und jede Rücksicht auf die Rechte Dritter gering achtend, unternahm Ludwig XIV., Europa von einem Ende zum andern in Bewegung zu setzen. Sein Ehrgeiz war nicht so phantastisch, seine Pläne nicht so gigantisch, wie hundert Jahre nach ihm jene des ersten Napoleon; nur das Naheliegende, bleibend zu Behauptende trachtete er gerade einzuverleiben, im übrigen aber seinen Einfluß so weit zu steigern, daß nichts in Europa gegen ihn, nichts ohne ihn sich vollzöge. Weit im voraus pflegte er seine Ziele vorzubereiten, jeden Gegner, soviel es irgend anging, vor dem Angriffe zu isolieren, endlich den Streich womöglich von entfernter, überraschender Seite her zu führen. Er selbst war kein hervorragender Feldherr, war aber von tüchtigen Generalen umgeben und tat auch für seine Krieger das Beste durch seine Staatskunst. Er hatte eine Partei unter den deutschen Fürsten, zahlte Pensionen an österreichische und englische Minister, besaß herrschenden Einfluß im Stockholmer Kabinett, wußte den Sultan nach seinem

Sinne zu lenken und dem Papste in fortdauernden Händeln zu imponieren: unablässig hielt seine Diplomatie den ganzen Erdteil in Atem und arbeitete von den entlegensten Punkten her dem Meister in die Hände. Da verlor dann Spanien die Franchecomté und einen Teil von Flandern, Savoyen wichtige Bergfestungen, das Deutsche Reich neben geringeren Plätzen das herrliche Straßburg. Lange Jahre hindurch wagte niemand, ihm gegenüber sich über eine passive, zuwartende Verteidigung zu erheben; der natürliche und zumeist bedrohte Gegner, Kaiser Leopold, hatte keinen Sinn dafür, daß sich mit dem mittelalterlichen und hierarchischen Wesen seines Regiments das moderne Frankreich nicht überwinden ließ; Ludwig sah Europa zu den Füßen seiner Politik.

Endlich wuchs ihm ein ebenbürtiger Kämpfer in dem Statthalter Hollands, dem Prinzen Wilhelm von Oranien heran. Ludwig hatte ihn zuerst mit einem Vernichtung drohenden Angriff auf Holland heimgesucht: Wilhelm vergalt den

Streich durch die englische Revolution von 1688, mit der er das französisch gesinnte Haus Stuart aus Britannien vertrieb, selbst dort die Herrschaft erlangte und sofort Deutschland, Österreich, Spanien, Savoyen zum Bunde gegen den allgemeinen Bedränger aufrief. Schon überschwemmten die französischen Heere das Rheinland; für Kaiser Leopold galt es, sich schleunig und kräftig zu fassen.

Prinz Eugen, zu dem wir hier endlich zurückkommen, jubelte auf bei dieser Aussicht. Sein klarer Sinn, überall von Natur auf das Reale gerichtet, hatte auch hier keinen Zweifel. Es kam darauf an, so schnell wie möglich die dringenden Friedensgesuche der Türken zum Abschluß zu bringen, damit auch in Ungarn den normalen Friedensstand herzustellen, und dann alle Kräfte gegen den gefährlichsten Feind zu vereinen. Der Kaiser aber schwankte. Er mochte den Heiligen Krieg gegen den Islam nicht unterbrechen, in Ungarn selbst die Waffen nicht aus der Hand legen; von dem päpstlichen Nuntius bestärkt,

entschied er sich für die Führung zweier Kriege nebeneinander. Eugen war lebhaft entrüstet: nur ein Mönch, sagte er, kann solch einen Rat gegeben haben. Die Folgen zeigten sich bald genug in trauriger Weise. Während in Ungarn die Türken die geschwächten kaiserlichen Heere von Stellung zu Stellung zurückdrängten, vermochte Leopold weder am Rheine noch in Italien ausreichende Streitkräfte aufzustellen. Dazu kam auch hier der gewöhnliche Schaden aller Koalitionskriege, Eifersucht, Eigensinn und Mißtrauen zwischen den Bundesgliedern. Prinz Eugen, der mit der Führung der kaiserlichen Truppen in Italien betraut war und gemeinsam mit Spaniern und Piemontesen unter dem Oberbefehl des Herzogs Viktor Amadeus von Savoyen operieren sollte, hatte denn eine harte, für ihn ganz neue Schule durchzumachen. Hatte er im Türkenkriege die frische Kühnheit vor dem Feinde erprobt, so hieß es jetzt, geduldige Festigkeit und kluge Ausdauer im gespaltenen Hauptquartier bewähren. Der Herzog wünschte sein Land, der

Spanier seine Regimenter zu schonen; einer schob die Last des Krieges auf den andern, den echten Eifer des Soldaten hatte nicht einer. Eugen aber war nicht zu ermüden, nicht zu erbittern. Überall setzte er sich selbst und seine Truppen ein, zog die andern sich nach, wie sehr sie sich sträubten, ließ sie in Wien Klage gegen sich führen, daß er aus persönlicher Ruhmsucht, ohne das Blut der Armee zu sparen, immer nach Kämpfen trachte. Wohl wurde er von Wien her wegen dieser Angriffe gewarnt; er antwortete: „Laßt sie reden was sie wollen, mir kommt es auf keine Verleumdung, sondern auf meine Pflicht an." So hatte er einmal 1691 die Genugtuung, einen scharfen Angriffszug auf französisches Gebiet zu vollführen und damit sein Jugendgelübde stolz zu erfüllen; bald aber setzte sich der Herzog Viktor, des ergebnislosen Kampfes müde, mit Frankreich in eine geheime Unterhandlung, und obwohl Eugen, dessen scharfer Blick nicht lange zu täuschen war, dem Kaiser sogleich den Rat erteilte, mit aller Energie auf den treulosen Bundesgenossen selbst

zu fallen, so überwog in Wien doch eine friedfertigere Ansicht, und im Oktober 1696 wurde von allen Mächten die Neutralität des gesamten Italien festgestellt. Zum Glücke Europas hatte in den Niederlanden und im Seekriege die unerschöpfliche Kraft König Wilhelms III. durch wunderwürdige Anstrengungen bessere Erfolge herbeigeführt; als der neunjährige Krieg endlich durch den Rijswijker Vertrag beendigt wurde, war Ludwig XIV. nicht gerade besiegt, aber sein Vordringen gehemmt, seiner europäischen Offensive nachdrücklich Einhalt getan.

Ganz unmittelbar war die Rückwirkung dieses Ergebnisses auf den europäischen Osten. Nachdem der Krieg in Italien zur Ruhe gekommen, entschloß sich Kaiser Leopold, die seltene Begabung des Prinzen Eugen zur Beendigung des langwierigen türkisch-ungarischen Kampfes zu verwerten, und so sah sich zum ersten Male Eugen in voller Selbständigkeit, weder durch hadernde Bundesgenossen noch durch unfähige Vorgesetzte gehemmt, einer großen Aufgabe gegenüber.

Allerdings, er fand hier Anlaß genug, seine Kräfte zu erweisen. Wie hatten sich seit der siegreichen Erstürmung Belgrads die Dinge in Ungarn geändert! Während die Venezianer Morea, die Russen Asow erobert, hatten die Kaiserlichen Verlust auf Verlust erlitten. Sie waren aus Serbien verdrängt, Belgrad von den Türken wieder genommen, der Banat und Temesvar vollständig, Kroatien und Slavonien zur Hälfte in der Hand des Feindes. Siebenbürgen wurde von der Moldau her bedroht, in Oberungarn rührte sich die magyarische Rebellion aufs neue, durch Entsendungen nach all diesen gefährdeten Punkten war das Hauptheer bei Esseg bis auf 300 000 Mann geschmolzen. Und in welch trauriger Verfassung fand Eugen selbst dort die Angelegenheiten! „In dem Heere", schrieb er mit fast naiver Wendung dem Kaiser, „gibt es zwar sehr viele Krankheiten, dafür aber sehr wenig Geld." Alle Regimenter waren in Soldrückstand, die Kassen leer, die Soldaten in Hunger und Entblößung. Die Verpflegung war äußerst ungenügend, Brot

war für zwei Wochen, Fourage für wenige Tage vorhanden, alle Märsche von den Flüssen hinweg in das Binnenland schienen durch die Unmöglichkeit der Ernährung verboten. Bei dieser Lage waren die Truppen in höchst niedergeschlagener Stimmung. Als Eugen im Lager bei Esseg ankam, der kleine häßliche Mann in schlichtem braunem Rocke mit gewöhnlichen Messingknöpfen, meinten die Soldaten: *der* Kapuziner wird den Türken auch nicht viele Haare ausraufen. Bald aber wurden sie inne, welch eine Fülle des Lebens nach allen Seiten von diesem Kapuziner ausging. Ohne einen Augenblick zu verlieren, ergriff Eugen mit sicherer Hand die Führung. Etwas Geld brachte er mit sich, mit unsäglicher Mühe setzte er leidliche Organisierung der Zufuhr durch; der Soldat fand sich erfrischt und den Feldherrn voran bei jeder nötigen Entbehrung und Strapaze. Indes eilten Eugens Befehle nach Kroatien, dem Oberlande, Siebenbürgen, um alle detachierten Truppen auf das schleunigste zum Hauptheere heranzuziehen. Die

Provinzen mochten sehen, wie sie sich für den Augenblick deckten; das Wichtige war, alle verfügbare Kraft an der entscheidenden Stelle zu vereinen, hier den feindlichen Herrscher zu schlagen und damit das Schicksal des gesamten Kriegsschauplatzes zu bestimmen. Von dem Feinde wußte man, daß seine zahlreichen Scharen sich in Nissa sammelten und sich bereits von dort nach Belgrad zu ergießen begannen, wo dann Sultan Mustafa persönlich den Oberbefehl zu übernehmen gedachte. Von dort konnte er entweder im Süden der Donau stromaufwärts rückend einen Angriff auf Peterwardein eröffnen, oder aber, den Strom überschreitend, sei es nordwärts gegen Oberungarn, sei es ostwärts gegen Siebenbürgen sich wenden. Eugen vermutete das letztere, mußte aber auf jeden dieser Fälle gefaßt sein, und vor allem eine Stellung suchen, wo der Feind ihn nicht von den heranziehenden Verstärkungen trennen konnte. Mit dem Blicke des echten Kriegergenies erkannte er das Kühnste als das Sicherste und führte sein

schwaches Heer dem Feinde hart auf den Leib nach Kobila, im Norden der Donau zwischen Peterwardein und Belgrad, wo er zugleich jene Festung und die Straße nach Oberungarn deckte und im Notfalle auch zum Marsch nach Siebenbürgen bereit war. Die Truppen waren elektrisiert durch die Keckheit, mit der sie dem Feinde unter die Augen traten; Eifer, Kampflust, Disziplin stellten sich an der frischen Energie des jungen Führers mit erstaunlicher Schnelligkeit her. Man war wenige Tage in Kobila, als Eugen seine Ansicht bestätigt fand, indem die Nachricht einlief, daß der Sultan bei Pancsowa die Donau überschritten habe und gegen Norden ziehe. Darauf rückte auch Eugen ohne Zaudern an die Theiß und marschierte den Fluß hinauf ebenfalls nach Norden, den heraneilenden Truppen von Oberungarn und Siebenbürgen entgegen, mit denen er dann seine Vereinigung bei Kanizsa und Zenta glücklich vollzog. Indes auch sein Gegner war kein verächtlicher Schachspieler. Während Eugen ihn in vollem Marsche auf

Temesvar vermutete, hatte sich in seinem Rücken der Sultan plötzlich westwärts gewandt und sein Heer in raschem Übergang bei Titel auf das rechte Ufer der Theiß gebracht, als wenn er sich nun doch auf Peterwardein zu stürzen gedenke. Dieser wichtige Platz mußte um jeden Preis gedeckt werden; die Lage schien mißlich, denn der Feind stand jetzt zwischen der bedrohten Festung und dem kaiserlichen Heere; Eugen aber, wohl wissend, was er bereits seinen Truppen zutrauen konnte, beschloß, auf alle Gefahr hin an dem feindlichen Lager vorüber in seine alte Stellung bei Kobila zurückzukehren. Es galt einen achtzehnstündigen Marsch über die völlig wasserlose Heide, ohne Unterbrechung, ohne Lösung der Glieder, in stets geschlossener Schlachtordnung, da man den halben Tag hindurch das türkische Heer in dichtester Nähe hatte und jeden Augenblick den Stoß desselben in die linke Flanke gewärtigen mußte. Aber die Haltung der Truppen war so trefflich, Eugens Anordnungen so zweckgemäß; die Kühnheit des Marsches

schüchterte den Gegner so völlig ein, daß man ohne irgendeinen Unfall Kobila erreichte. Mustafa sah, daß Peterwardein seinem Griffe entzogen war, dafür lagen jetzt die Straßen nach Norden und Osten seinen Scharen offen — vorbehalten natürlich für Eugen, dem einbrechenden Feinde dann die Verbindung mit der Heimat abzuschneiden und so den Rücken desselben vernichtend zu bedrohen. Der Sultan nahm dies nicht so genau; wenige Tage nachher war er in vollem Marsche die Theiß hinauf; seine Reiter erfüllten weithin das Land mit Brand und Verwüstung und verbreiteten ringsum den Schrekkensruf, daß der Angriff der schwachen Feste Szegedin gelte, wo die Hauptmagazine und Arsenale Eugens angehäuft waren. Schon aber hatte auch Eugen sich erhoben, dem Feinde in eiligem Zuge zu folgen; die Soldaten jubelten in der Aussicht auf eine Schlacht, die bei der jetzigen Stellung die höchsten Erfolge versprach; unablässig, mit allen Kräften von Roß und Mann ging es vorwärts von früh morgens bis spät in

die Nacht, um an den Feind zu kommen. In der Frühe des 11. September brachten die streifenden Husaren einen türkischen Pascha gefangen ein; Eugen examinierte ihn gleich bei fortwährendem Marsche, bedrohte ihn mit sofortiger Enthauptung, wenn er nicht die Wahrheit sage, und erfuhr nun, daß der Sultan bei Zenta haltgemacht, den Angriff auf Szegedin aufgegeben und wieder eine neue Wendung, dieses Mal nach Osten gegen Siebenbürgen, beschlossen habe. Es sei deshalb eine Brücke über die Theiß geschlagen, die Reiterei passiere eben den Fluß, das Fußvolk sei beschäftigt, zur Deckung des Übergangs eine Schanze zu ziehen. Auf der Stelle befahl Eugen, die Schlachtordnung zu bilden und den Feind inmitten seines Übergangs zu fassen. Mit höchster Schnelligkeit eilte man voran; am Mittag hatte man den Halbkreis der feindlichen Verschanzung vor sich, sah die lange Reihe der türkischen Reiter und Kanonen fort und fort über die Brücke defilieren und formierte ohne Aufenthalt die Angriffs-

kolonnen unter einem heftigen Geschützfeuer von hüben und drüben. Eugens Falkenblick hatte im ersten Moment wahrgenommen, daß am nördlichen Ende des Lagers der Fluß eine langgestreckte Untiefe zeige; vor allem hierhin warf er eine starke Abteilung unter Guido Starhemberg, welche, durch das Wasser watend, die Schanzen umging, die Verteidiger derselben im Rücken faßte und dann mit den Fliehenden im raschen Lauf die Brücke erreichte. Indes hatte der Kampf auf allen Punkten der Verschanzung mit rasender Wut begonnen; die kaiserliche Reiterei saß in Masse ab und stürmte gemeinsam mit dem Fußvolk; da ging plötzlich der Ruf durch das Lager, die Brücke sei genommen, der Rückzug abgeschnitten und alles verloren. Eine furchtbare Verwirrung erfolgte; nirgend waren die Janitscharen länger im Gliede zu halten; die einen stürzten sich auf Starhembergs Bajonette, die andern in die sumpfigen Fluten der Theiß; noch andere erschlugen erst ihre Offiziere und warfen sich dann in den letzten Todes-

kampf gegen die überall hereinflutenden Scharen der Deutschen. Pardon wurde nicht gegeben noch genommen, 20 000 Türken mit der blanken Waffe erschlagen, 10 000 in den Fluß gesprengt, das ganze Fußvolk des Feindes bis auf 2000 vernichtet. Fünf Veziere, dreizehn Paschas, 53 Agas und Beis waren unter den Toten, 7 Roßschweife, 87 Kanonen, 62 Pontons, die türkische Kriegskasse, das große Siegel des Sultans, eine Menge Proviant, Munition und Waffen erbeutet. Eugen hatte die Genugtuung, am 13. ein kaiserliches Schreiben zu erhalten, das ihn zu einer Feldschlacht ermahnte, er konnte melden, daß bereits mehr, als irgend zu hoffen gewesen, vollbracht sei. „Den tapferen Heldengeist der gesamten Armee", schrieb er dem Kaiser, „kann meine schwache Feder nicht genug entwerfen, noch weniger sattsam loben und preisen, das muß ich als ihr geringes Haupt zu ihrem unsterblichen Nachruhm attestieren." Über sein eigenes Verdienst kein Wort.

Sultan Mustafa hatte die Vernichtung seines

Heeres vom andern Ufer jammernden Herzens angesehen und war dann, von allen Kriegsgedanken geheilt, nach Hause entronnen. Gleich nachher begann er den Frieden zu unterhandeln, der nach langem Hin- und Herfeilschen auf der Grundlage des augenblicklichen Besitzstandes 1699 zu Karlowitz geschlossen wurde. Die Venezianer behielten Morea, der Kaiser, mit Ausnahme des Temesvarer Banates, ganz Ungarn und Siebenbürgen. So war nach fünfzehnjährigem Ringen aus tiefster Bedrängnis ein großer Triumph, ein mächtiger Landgewinn, ja man kann wohl sagen, eine neue Weltstellung für Österreich hervorgegangen. Die Monarchie war um ein Drittel des bisherigen Bestandes vermehrt; sie war durch die Erwartung des türkischen Ungarn und die Erblichkeit der ungarischen Krone zur europäischen Großmacht geworden. Fortan hätte man die Mittel gehabt, um allein mit der eigenen Kraft ein volles Gegengewicht für Frankreich zu bilden. Es hätte dazu die Einrichtung einer produktiven Ver-

waltung, Steigerung der Finanzkraft und Herstellung eines festen Rechtszustandes gehört. Leider konnte sich Leopold dazu nicht entschließen. Vor allem war in Ungarn keine Rede von Beobachtung der Gesetze und der Verfassung; der Steuerdruck wuchs ohne Vermehrung des Wohlstandes; in allen Klassen des Volkes kochte verborgene, glühende Erbitterung. Der Kaiser nahm davon keine Notiz und hatte keinen Begriff von den unausbleiblichen Folgen seines Systems. Seine Garnisonen bedeckten das Land; seine Einnahmen sollten von 12 auf 14 Millionen steigen; Ketzer und Rebellen durften sich nicht rühren, und somit schien ihm jegliches in bester Ordnung zu stehen.

In dieser Verfassung ging der Kaiser einer weiteren europäischen Krisis entgegen, welche, seit dreißig Jahren heranrückend, jetzt allmählich den gesamten Horizont des Weltteils mit ihren Wolken erfüllte. In Spanien ging der Mannesstamm der dort herrschenden Habsburger Linie zur Neige; wenn er ausstarb, handelte es sich

um ein Erbe, wie die Erde niemals ein ähnliches gesehen, um die Kronen von Kastilien und Aragon, die Herrschaft in Belgien, in Mailand, Neapel und Sizilien, in den unabsehbaren Gebieten beider Indien, Mittel- und Südamerikas. Die Welt war seit Jahren erfüllt von der spannenden Frage, welcher Nachfolger einst diese Fülle der Macht aus der Hand des hinsiechenden König Karl erhalten würde. Es lag in der Natur der Dinge, daß sehr verschiedene Ansprüche und Gesichtspunkte sich geltend machten. Die älteste Schwester König Karls war, wie wir sahen, mit Ludwig XIV. vermählt; es war jedoch in einem feierlichen Staatsvertrag zwischen beiden Reichen ihr Verzicht auf die Erbfolge ausgesprochen worden. Es dauerte aber nicht lange, so fand Ludwig, daß ein solcher Verzicht juristisch null und nichtig sei. Die monarchische Erbfolge sei wie die Monarchie überhaupt eine Einrichtung von Gott selbst; daran könne ein Mensch nichts ändern und durch eine Verzichtleistung nicht sich selbst, geschweige denn seine Kinder

der von Gott ihnen zugewiesenen Rechte berauben. Mit diesen Ansprüchen trat er vor allem dem Kaiser Leopold entgegen. In Wien betrachtete man sich stets als den natürlichen Erben der Madrider Vettern; auch Leopold hatte sich mit einer Schwester König Karls vermählt, und ein Testament König Philipps IV. lag vor, welches beim Erlöschen des Mannsstammes die spanische Krone in erster Linie dieser jüngsten Tochter, nach derselben ihren Nachkommen, in deren Ermangelung aber dem Kaiser Leopold vermachte. Die Kaiserin hatte nun eine Tochter, deren Hand Leopold dem bayerischen Max Emanuel bewilligte, aber nur unter der Bedingung, daß beide auf jeden spanischen Erbanspruch verzichteten, und somit Leopold selbst in dessen Besitz einrückte. Allein auch hier mußte dann der Kaiser dieselbe Erfahrung wie bei Ludwig XIV. machen.

Als dem Kurfürsten 1692 ein Sohn geboren wurde, rührte ihn das Gewissen, daß er das Kind durch einen unrechtmäßigen Verzicht sei-

nes gottgeordneten Erbes nicht berauben dürfe, und überall, in Wien und in Madrid, in Paris und London meldete er seine erneute Forderung an.

Der Streit der drei Prätendenten wurde weiter verwickelt durch einen anderen Gegensatz. Dem spanischen Volke, welches in Bezug auf fürstliche Persönlichkeit durch die letzten Habsburger nicht eben verwöhnt war, galt es ziemlich gleich, wer sie künftig beherrschte, wenn nur ihr König in Madrid residiere und das ganze Reich ungeschmälert beisammen halte; ihre vorwiegende Neigung ging auf einen jüngeren französischen Prinzen, der sich des Schutzes des mächtigen Ludwig zur Verteidigung des Erbes erfreuen werde. Umgekehrt hatte König Wilhelm von England, damals der echte Schiedsrichter Europas und der Hort des politischen Gleichgewichts, vor allem die Sorge, daß durch das spanische Erbe nicht die Macht eines bereits starken Geschlechts, heiße es nun Bourbon oder Habsburg, zu erdrückendem Übermaß gesteigert

werde: sein Wunsch ging also auf eine Teilung der Monarchie, etwa in der Weise, daß der bayerische Prinz den Hauptstamm, Spanien, Belgien und die Kolonien, Österreich das alte Reichslehen Mailand, Frankreich Neapel und Sizilien erhalte. Es gelang ihm, für diese Auffassung zuerst Holland und dann Ludwig XIV. selbst zu gewinnen, der doch einige Sorge vor neuen Kämpfen, neuen Koalitionen empfand: ein Teilungsvertrag jenes Inhalts wurde von den drei Mächten unterzeichnet. In Madrid war man über solche fremde Einmischung etwas verdrießlich, ließ sich aber so weit auf Wilhelms Standpunkt ein, daß der König jetzt den bayerischen Prinzen seinerseits zum Erben ernannte, allerdings zum Erben nicht eines Teiles, sondern der ganzen Monarchie. Desto heftiger protestierte Kaiser Leopold, zeigte dem Kurfürsten fortan die bitterste Feindseligkeit und erklärte, sein Recht auf das äußerste behaupten zu wollen. Gleich nachher starb der junge Prinz an den Pocken; alle Welt erzählte, der Kaiser habe ihn

vergiften lassen, und obwohl keine Anklage weniger erweislich oder wahrscheinlich ist, so war leider der Kurfürst in seiner gereizten Stimmung von ihrer Richtigkeit überzeugt und von leidenschaftlichem Durst nach Rache erfüllt. Aufs neue aber setzte der jähe Todesfall die englische Diplomatie und den spanischen Hof in Bewegung. Noch einmal brachte Wilhelm einen Vertrag mit Ludwig zustande, nach welchem die spanische Krone an des Kaisers jüngsten Sohn Karl, dafür aber an Frankreich außer Neapel und Sizilien noch das Herzogtum Lothringen fallen sollte. Der Kaiser protestierte auch hiergegen, den lebhaftesten Sturm aber rief dieses Mal der Vertrag in Madrid hervor. Die Königin, eine stolze und erregbare Dame, war außer sich, daß die Fremden, daß vollends die ungläubigen Engländer über spanisches Land verfügen wollten; sie zerbrach im Zorne die Tasse auf ihrem Tisch, den Spiegel in ihrem Zimmer; der Adel stimmte ein, das sei die Folge davon, daß man nicht von jeher den bourboni-

schen Anspruch anerkannt und dadurch Ludwig XIV. für die Integrität der Monarchie gewonnen habe. Sie bestürmten den König um die Wette, Ludwigs jüngeren Enkel als Erben einzusetzen und damit die Zerreißung der Monarchie zu verhüten. Der ohnmächtige Karl schwankte lange in grausamen Zweifeln; endlich griff er, ganz im altspanischen Sinne, zu der Auskunft, die Entscheidung in eine höhere, geweihte Hand, in die Hand des Papstes zu legen. Er erbat sich also ein Gutachten, welches vielleicht über die Zukunft Europas entschied, von Innozenz XII., einem Greise, der wie Karl an seiner letzten Krankheit siechte und das Herannahen des Todes in allen Adern fühlte. In Rom war damals aber Ludwig XIV. als Verfolger der Jansenisten und der Calvinisten hoch angesehen, und der Papst gab sein Gutachten unumwunden für den Allerchristlichsten König. Hierauf säumte Karl nicht länger, sondern vollzog das Testament, welches den jungen Philipp von Anjou zum Gesamterben einsetzte; vier

Wochen später starb er, am 1. November 1700. Ein unbedingter Jubel in ganz Spanien begrüßte seinen letzten Willen.

Ludwig schwankte einen Augenblick, im Gedanken an den kurz vorher unterzeichneten englischen Vertrag. Sollte er fest an diesem seinem Worte halten, damit dem französischen Staate einen sehr realen Gewinn zuwenden, und sich für immer den unschätzbaren Beistand Wilhelms III. sichern? Oder aber sollte er handeln, wie er bisher bei jedem Anlaß gehandelt, den winkenden Vorteil für seine Dynastie ergreifen, der Weltbeherrschung nachtrachten, ohne Rücksicht auf die Verträge, auf die Gefahren Frankreichs? Er erwog drei Tage lang, dann entschied er sich, nach seiner Weise, für die Annahme des Testaments. Der junge Anjou wurde als König Philipp V. von Spanien begrüßt, eilte nach Madrid und fand in allen seinen Landen bereitwillige Anerkennung. In Deutschland trat mit verhängnisvollem Eifer Kurfürst Max mit Köln und Wolfenbüttel zu dieser Partei, in Italien schlos-

sen sich außer dem spanischen Mailand und Neapel auch Savoyen und Mantua an. Um Ludwig scharten sich also Spanien, Italien, Belgien, Bayern; er selbst stellte 200 000 Mann auf; von solchen Streitkräften umgeben, auf solche Alliierte gestützt, von dem Beifall der römischen Kurie getragen, meinte er den Widerspruch der sonstigen Welt verachten zu dürfen.

In Wien langten diese Hiobsposten Schlag auf Schlag an, begleitet von der Kunde, daß unter den deutschen Reichsständen geringes Interesse für so entlegene Fragen erscheine, daß das englische Parlament kein anderes Wort als Frieden und Neutralität habe. Der Kaiser war tief erschüttert, wollte sein Recht nicht aufgeben, sah keinen Ausweg, suchte sich durch unaufhörliches Gebet zu stärken. Die Minister stimmten für Nachgiebigkeit, man habe etwa 86 000 Mann feldtüchtiger Truppen, nach den letzten Opfern kaum so viel Geld, um 15 000 Mann zu besolden, auf allen Seiten Gegner und nirgendwo Alliierte, wie sei es möglich, damit jener furchtbaren

Koalition den Handschuh hinzuwerfen? Der einzige Mensch, der in dieser Lage das Haupt hoch aufrecht trug und mutige Entschlüsse forderte, war Prinz Eugen. Er meinte, wer zaghaft auf den Vorgang zaghafter Genossen warte, möge sogleich auf Erfolg und Größe verzichten; wer unerschrocken sein Recht verfolge, werde bald sich auch Alliierte erwerben. „Man will", rief er, „Mailand und Brüssel ohne Schwertstreich den Bourbonen überlassen? nun, so erkenne Deutschland nur sofort die französische Oberherrschaft an, denn ein Schlimmeres kann auch nach dem unglücklichsten Kampfe nicht eintreten!" Er forderte kühnen Angriff im Namen des guten Rechtes, welches den Arm seiner Verteidiger stärken werde. Auf den Straßen Wiens rief das Volk nach Kampf und Rache; der Kaiser entzündete sein Herz an Eugens Feuer und entschied für den Krieg.

## II.

Den Angriff auf das gesamte von einem Willen gelenkte romanische Europa eröffnete Österreich im Frühling 1701, mit leeren Kassen, 80 000 Soldaten, für den Augenblick ohne einen Bundesgenossen, außer dem einen Kurfürsten von Brandenburg, dem Leopold die langersehnte Annahme des Königstitels von Preußen gegeben und dafür ein Hilfskorps von 10 000 Mann tüchtiger Truppen erhalten hatte. In Südtirol sammelte der Kaiser ein kleines Heer von 30 000 Mann, an deren Spitze Prinz Eugen sich nach Italien wenden und dort die französischen Nebenlande dem Feinde entreißen sollte. Mit bedeutender Übermacht bewachte dagegen Marschall Catinat an der Etsch alle Alpenpässe und hielt die Ausgänge des Gebirges so fest geschlossen, daß niemand an die Möglichkeit glaubte,

Eugen könne mit seiner schwachen Schar diese Schranken durchbrechen. Er selbst gab es nach rascher Besichtigung auf, eine der Heerstraßen zu forcieren und entschloß sich dafür zu einem Alpenmarsche nach dem Muster Hannibals. Von Rovereto aus wandte er sich südostwärts in das Tal von Chiesa, und nun ging es auf steilen Fuß- und Saumpfaden bergauf, die Reiter ihre Pferde einer hinter dem andern führend, jedes Geschütz mit 20 oder 30 Ochsen bespannt, die Truppen unaufhörlich beschäftigt, den Weg dafür durch Wald oder Gesteine durchzuhauen. Eine Menge Gerät ging auf dem kühnen Zuge zugrunde, aber die Hauptsache gelang, und nach vier Tagen stand das Heer ohne erhebliche Beschädigung auf venezianischem Boden, und nach kurzer Rast wandte sich der Prinz gegen die von Catinat sorgsam besetzte Linie der Etsch. Catinat, schon durch den Alpenübergang auf das höchste überrascht, rechnete jetzt auf einen Angriff bei Verona; wieder aber täuschte ihn Eugen, indem er ohne Halten stromabwärts nach Süden zog,

bei Castelbaldo die Etsch passierte, eine Schar selbst den Po überschreiten ließ und dadurch ganz Modena mit dem Schrecken seiner Waffen erfüllte. Catinat, völlig im unklaren über Eugens Angriffsplan, verzettelte sein Heer von Rivoli bis zum Po; Eugen hatte nichts anderes beabsichtigt und griff nun mit unaufhaltsamer Energie das feindliche Hauptkorps bei Carpi an, warf es in blutiger Niederlage über den Haufen und trieb so den Gegner zuerst über den Mincio, dann auch über den Oglio zurück. König Ludwig zürnte höchlich über diese Verluste, verstärkte sein Heer bis auf 60 000 Mann und gab dem alten und trockenen Soldaten, dem Marschall Catinat, den liebenswürdigsten und unwiderstehlichsten Kavalier seines Hofes, Villeroy, zum Nachfolger. Dieser meldete dann auch gleich nach seiner Ankunft, er habe viel mehr Truppen, als er bedürfe; seine Zuversicht wuchs, als Eugen mit plötzlich verwandelter Haltung sich hinter dem Oglio bis an die Zähne verschanzte und unbeweglich geschlossen in vorsichtiger

Ruhe verharrte. Siegessicher und tumultuarisch drängte Villeroy gegen Eugens Schanzen heran, wurde aber sofort bei Chiari mit zermalmenden Schlägen abgewiesen. Eugen beherrschte die östliche Hälfte der Lombardei seitdem vollkommen; überall erhob sich die tätige Sympathie der Bevölkerung für seine Sache, und der doppelt überlegene Villeroy vermochte nicht das mindeste gegen ihn auszurichten.

Unterdessen hatte sich nicht minder glänzend als Eugens kriegerisches Genie auch seine politische Voraussicht bewährt. Immer mehr Elemente erhoben sich, das Eis einmal gebrochen, in Europa gegen die französische Übermacht. Ende 1701 war es sicher, daß außer Bayern und Köln ganz Deutschland zum Kaiser stehen würde. Dänemark stellte 6000 Mann Hilfstruppen, die niederländischen Generalstaaten wurden durch König Wilhelm gewonnen, und nur das englische Parlament hielt noch zurück: als in hochmütiger Verblendung Ludwig XIV. selbst seinen Gegnern zu Hilfe kam und, um seinen zähesten

Feind zu kränken, bei dem Tode des vertriebenen König Jakob Stuart dessen Sohn als König von England begrüßte. Dies rief in England einen Sturm nationaler Entrüstung und Begeisterung hervor; das Parlament, von Wilhelm kräftig angetrieben, bestätigte alle Bundesverträge des Königs und bewilligte ihm, erfüllt vom höchsten Zorne gegen Ludwig, die Geldmittel zum Kriege mit verschwenderischer Freigebigkeit. Die große Allianz, welche so zwischen England, Holland, Dänemark, Deutschland und dem Kaiser zustande kam, verpflichtete ihre Teilnehmer, die Waffen nicht aus der Hand zu legen und keine Friedensunterhandlung zu beginnen, bis der hohe Zweck des Kampfes erreicht und die Vereinigung der französischen und spanischen Macht hintertrieben sei. Die Absicht war, während Leopolds ältester Sohn Joseph in der Kaiserwürde nachfolge, dem jüngeren Bruder desselben, Karl, die spanische Krone zuzuwenden. Dieses diplomatische Gelingen, diese mächtige Vereinigung, an welcher die Größe Ludwigs

scheitern sollte, erlebte Wilhelm III. noch; es war die Aufgabe, an die er alle Kräfte seines Daseins gesetzt hatte; jetzt, wenige Stunden, nachdem er die Geldbills des Unterhauses sanktioniert hatte, starb er den 7. März 1702. Seine Schwägerin Anna, die ihm auf dem englischen Thron folgte, obwohl im Grunde des Herzens ihrem vertriebenen Bruder und dessen Beschützer König Ludwig wohlgeneigt, wurde durch einen starken persönlichen Einfluß in der Kriegspolitik ihres Vorgängers festgehalten. Sie stand seit Jahren in der engsten Freundschaft mit der Lady Marlborough, und da sie selbst beschränkt, träg und schwerfällig, die Lady aber lebendig, ehrgeizig und gebieterisch war, so geriet Anna bald in volle Abhängigkeit von ihrer Freundin. Deren Gemahl aber, der Herzog von Marlborough, war ein bedeutendes militärisches und diplomatisches Talent; er hatte die Aussicht, als Lenker der entscheidenden englischen Macht an die Spitze der ganzen Koalition zu treten, verbündete sich also im Innern mit den kriegslusti-

gen Whigs und betrieb nach außen mit rastloser Energie die Vorkehrungen zum Kampfe, der von nun an den halben Weltteil mit seinen glühenden Armen umfaßte.

Anfangs hielten sich die beiden großen Parteien ungefähr das Gleichgewicht, ja die Franzosen entwickelten eine gewisse Überlegenheit. Wohl bezwangen am Niederrhein die Verbündeten das Erzstift Köln, dagegen scheiterte Marlboroughs Angriff auf Belgien an dem kaltblütigen und festen Widerstande des Marschalls Boufflers. Am Oberrhein eroberte Ludwig von Baden den Franzosen Landau ab und bereitete einen Stoß auf Lothringen vor, als sich plötzlich in seinem Rücken Max Emanuel erhob, Ulm einnahm und damit den Landgrafen nötigte, über den Rhein zurückzugehen und in einer festen Stellung auf dem Schwarzwalde womöglich die Vereinigung der Bayern und der Franzosen zu hindern. In Italien eröffnete Eugen den Feldzug durch einen wagehalsigen Handstreich gegen die Festung Cremona, indem er durch einen alten, leer und unbe-

achtet gelassenen Abzugsgraben mit 2000 Mann in dieselbe einbrach, den feindlichen Feldherrn Villeroy auf dessen eigener Hauptwache gefangen nahm, dann aber den Platz gegen die Übermacht doch nicht behaupten konnte. Das Pariser Spottlied rief die Franzosen auf, dem Kriegsgott für ihr beispielloses Glück zu danken, denn „ihr habt Cremona behalten und euern General verloren“: es war in der Tat für Eugen keine Verbesserung, daß an die Stelle des untauglichen Villeroy der Herzog Ludwig von Vendôme trat, Laura Mancinis Sohn und mithin Eugens Vetter, ein höchst geistreicher, aber nicht minder sittenloser Mensch, voll von Genialität in seinen kriegerischen Operationen, selbst aber überzeugt, daß das Genialste an ihm seine Ausschweifungen seien, deshalb auch höchst unzuverlässig in seinen Leistungen, bald unermüdlich vorwärtsdrängend, bald in tödliche Schlaffheit versunken, wie er aber war, damals ohne Zweifel einer der besten unter den französischen Generalen. Durch die angestrengte Tätigkeit Ludwigs XIV.

wurde zugleich sein Heer auf 80 000 Mann gebracht, mit Geld und Material auf das reichste versehen und durch die Anwesenheit des Königs von Spanien zu höchstem Eifer angefeuert. Gegen solche Kräfte gestaltete sich Eugens Lage bald äußerst peinlich. Vergebens drängte er den Kaiser um Verstärkung, Geld und Zufuhr; er hatte alles in allem 38 000 Mann, „in Hunger und Kummer, in einem Elend", schrieb er, „wie es nie erhört ist, daß ich es nicht länger ansehen kann und den Dienst zu quittieren gedenke". So konnte er nicht hindern, daß Vendôme die Kaiserlichen völlig über den Mincio zurückdrängte und das hart blockierte Mantua siegreich entsetzte. Als er dann aber den Plan entwarf, Eugen in seinem festen Lager von Borgoforte von drei Seiten her zu umstellen und zu erdrücken, als demnach seine Abteilungen zu dieser Umzingelung des Feindes sich in weiter Bogenstellung voneinander trennten, da erfaßte Eugen wieder mit raschem Griffe den Moment zu einem verzweifelten Angriffsstoße auf das größte der drei

französischen Korps bei Luzzara. Er erfocht keinen völligen Sieg („ohne Gottes Zulassung", sagte er, „kann ich keine Mirakel machen"); aber er behauptete das Schlachtfeld und verleidete seinem Gegner alle ferneren Angriffspläne. Wider aller Welt Erwarten konnte das Heer den Feldzug hindurch auf italienischem Boden ausdauern und endlich zwischen Mincio und Etsch seine Winterquartiere beziehen.
Nun aber war der Prinz nicht länger zu halten; er übergab Guido Starhemberg den Oberbefehl und eilte schleunig nach Wien, um dort persönlich seine Stimme gegen die Indolenz der Regierung, die Schlaffheit des Hofkriegsrats, die Fäulnis der Finanzverwaltung zu erheben. Wen er sprach, Kaiser, Minister, Präsidenten, jeder gab ihm recht, aber das Geringste zu bessern, schien lange unmöglich. Eugen fand, daß der Beichtvater des Kaisers der einzige Mensch sei, welcher denselben zu einem Entschlusse zu bringen vermöge; er fand den Pater auch erfüllt vom besten Willen, aber selbst dieser Gewaltige kam

bei der stumpfen Unbeweglichkeit Leopolds zu keinem Ergebnis. So ließ sich das Jahr 1703 auf allen Seiten höchst bedrohlich an für Österreich. Im Westen unternahm Max Emanuel, durch die Franzosen unter Villars unterstützt, seinen Angriff auf Tirol; zwar scheiterte er an der patriotischen Hingebung, womit die Bauern die Gebirgspässe des Brenner gegen ihn verteidigten: als dann aber die Kaiserlichen von vier Seiten her einen rächenden Angriff auf Bayern unternahmen, bewährte der Kurfürst wirksamer als je seine glänzende Kriegernatur. Inmitten der feindlichen Scharen operierend, schlug er eine nach der andern, besiegte den General Styrum bei Höchstädt, stürzte von dort auf Regensburg und nahm die Stadt, eilte dann rasch hinüber gegen Augsburg und überwältigte es; hier wichen die Feinde vor seinen Schlägen ebenso scheu nach Schwaben, wie dort nach Böhmen zurück; plötzlich stand er wieder an der österreichischen Grenze und überraschte Passau, zum höchsten Schrecken der Kaiserlichen, die ihn bereits im

unaufhaltsamen Zuge gegen Wien zu erblicken vermeinten. Die Sorgen der Hofburg wurden verdoppelt durch eine nicht minder gefährliche Entwicklung in Ungarn. Dort war der Groll des Volkes über die gesetzwidrige Militärherrschaft so hoch gestiegen, daß einsichtige Beobachter schon seit Jahren einen neuen Ausbruch prophezeiten. Da geschah, daß der bei allen Magyaren hochangesehene Fürst Rakoczi wegen politischen Verdachts verhaftet wurde, nicht in völliger Unschuld, nicht mit bestimmt erweislicher Schuld; es gelang ihm zu entkommen und, jetzt auf das Äußerste gebracht, zuerst die Bauern der Karpathen, und bald zwei Drittel der ganzen Bevölkerung unter die Waffen zu rufen. Die kaiserlichen Offiziere behaupteten nur die Festungen; das platte Land war völlig in der Hand der Empörer, und nach wenigen Monaten überschritten Rakoczis leichte Scharen bereits brennend und sengend die Grenzen Österreichs und Mährens, so daß man in Wien selbst den Rauch der angezündeten Dörfer zum Himmel steigen

sah. Was sollte bei der Mittellosigkeit und Ohnmacht der Regierung daraus werden, wenn sich der massive Strom einer bayerischen Invasion mit den tosenden Wellen des ungarischen Aufstandes vor Wien vereinigte?
Die Erschütterung dieser doppelten Gefahr brach endlich Leopolds Unempfindlichkeit, und führte herbei, was wir eine Ministerkrisis nennen würden. An die Spitze der Finanzen trat der feste und rechtschaffene Gundakar Starhemberg, die Leitung des Heerwesens übernahm als Präsident des Hofkriegsrates Prinz Eugen. Er hatte es nicht gewünscht, er hatte es anfangs ablehnen wollen; bei seiner genialen Erregbarkeit liebte er es nicht, im trockenen Detail der aktenmäßigen Geschäfte zu arbeiten; indes er war der einzige Helfer und Retter, und so griff er mit rastlosem Fleiße und gewissenhafter Strenge die furchtbar schwierige Aufgabe an und erschrak selbst vor der Bodenlosigkeit der lange eingerosteten Verderbnis, die sich jetzt erst in vollem Umfange seinen Blicken enthüllte. Er arbeitete bei Tag und bei Nacht,

aber er erklärte selbst, daß es unmöglich sei, vor vieler Monaten etwas zu erzielen. Im Herbste ging er persönlich nach Preßburg hinüber, mit gleich unbedingter Vollmacht zur Verhandlung wie zum Kampfe mit den Ungarn. Der sonst so zähe Leopold war völlig eingeschüchtert, verzichtete auf alle Steuern in Ungarn, sandte einen Friedensvermittler nach dem andern; nur Geld und Truppen, welche freilich schwieriger zu finden waren, sandte er nicht. Eugen war weder durch das eine, noch durch das andere in der sofort ergriffenen Auffassung zu irren. Er erklärte es für den Untergang der Monarchie, wenn man nicht den letzten Mann und den letzten Gulden aufbiete. Er erklärte es allerdings für schrankenlose Verblendung, daß man die Ungarn durch so vielfache Gewalttat zum Äußersten gebracht. Er erklärte es aber auch für schlechthin verderbliche Täuschung, wenn man vor Bezwingung des bewaffneten Aufstandes von irgendeiner Unterhandlung etwas erwarte. So mahnte er unablässig, zu rüsten, zu zahlen, vor

allem auszuhalten. Da er nicht aus ganzem Holze schneiden konnte, so flickte er und leimte und reparierte, wie es gehn wollte. Diese lockern Kuruczen- und Czikosenhaufen würden Österreichs stolzen Bau nicht in Trümmer werfen, wenn Österreich sich nicht selbst zugrunde richte. Durch unendliche Anstrengung gelang es ihm, wenigstens eine leidliche Deckung der eigenen Grenze zustande zu bringen.

Im Januar 1704 kam er nach Wien zurück, bereits von dem Gedanken erfüllt, welcher dem Weltkampf eine neue Wendung geben sollte. Der Kaiser hatte sich indessen unter allem Elend der Nähe mit fernher schimmernden Aussichten beschäftigt; Savoyen und Portugal waren der großen Allianz beigetreten, und des Kaisers zweiter Sohn Karl sollte jetzt nach Lissabon abgehen, um sich von dort aus mit englischen und portugiesischen Kräften sein spanisches Königreich zu erobern, dann aber Mailand seinem Vater abzutreten. War von diesen Dingen eine mehrfache Ablenkung der feindlichen Kräfte

zu erwarten, so sprach Eugen mit doppeltem Nachdrucke die Überzeugung aus, daß der eigentliche Sitz der Gefahr nicht in Italien, nicht in Belgien, nicht in Ungarn, daß er schlechterdings nur in Bayern sei, daß dort die Entscheidung des ganzen Krieges liege, daß zur Überwältigung des Kurfürsten alle vorhandenen Kräfte vereinigt werden müßten. So kam er zu dem Antrage, da weder in Österreich noch am Oberrhein die hierfür ausreichende Truppenmacht vorhanden sei, aus Belgien den Herzog von Marlborough an die Donau zu ziehen und mit seiner Hilfe den entscheidenden Streich zu führen. Mochten indes die Franzosen gegen Holland einige Fortschritte machen; wäre Max Emanuel erst bezwungen, so würde man auf allen Seiten unwiderstehlich sein.

Der Gedanke, einmal ausgesprochen, mußte jedem Blicke einleuchten. Der Kaiser genehmigte ohne Zaudern, Marlborough erklärte sich mit Begeisterung einverstanden, und auch die zähe Bedenklichkeit der Holländer wurde durch den

Beistand ihres Generalpensionärs Heinsius beschwichtigt. Marlborough erschien mit einem stattlichen englisch-deutschen Heere nach einem vorsichtigen und schleunigen Marsch im Laufe des Juni am Neckar. Am 10. sprach ihn Eugen in Mundelsheim, am 13. traten beide mit Markgraf Ludwig von Baden zur Feststellung des Feldzugsplanes unter der Linde am Wirtshaus von Großheppach zusammen. Die Aufgabe war, an der Donau den Kurfürsten und den französischen General Marsin zu besiegen und währenddessen am Oberrhein den Einbruch des im Elsaß stehenden Marschalls Tallard zu verhüten. Eugen hätte am liebsten zusammen mit Marlborough an der Donau gekämpft, war aber auf den Wunsch des älteren Markgrafen ohne Sträuben bereit, sich mit der glanzloseren Aufgabe zu begnügen, und eilte ohne Murren an den Rhein; denn ein jeder, sagte er, muß einzig und allein das gemeine Wohl im Auge haben. Der Übermacht der beiden andern gelang es am 2. Juli, die bayerische Schar des Grafen Arco,

welche den Übergang bei Donauwörth in den Verschanzungen des Schellenberges deckte, nach wildem, heldenmütigem Widerstande zu überwältigen, die Donau zu passieren, Max und Marsin zum Rückzug nach Augsburg zu nötigen.
Der Kurfürst war tief von der Gefahr seines Landes betroffen; nicht ohne Tränen dachte er an den Heldentod der Arcoschen Bataillone; „er ist ein so schwacher Mensch", schrieb Marsin, „daß ihn der Ruin seines Volkes rührt". Indessen hatte Tallard den Befehl erhalten, um jeden Preis dem Kurfürsten Hilfe zu bringen; Eugen war nicht imstande ihm den Weg zu verlegen, zog aber parallel mit ihm ebenfalls ostwärts nach Bayern, wo sich also von allen Seiten her die Kräfte zum Entscheidungskampfe sammelten. Am 3. August traf Tallard bei dem Kurfürsten in Augsburg, Eugen aber an der Donau in Höchstädt ein, und eilte von dort persönlich hinüber nach Schrobenhausen zu Ludwig und Marlborough. Er war mit beiden wenig zufrieden; er fand, daß seit dem letzten Siege so gut wie nichts gesche-

hen wäre; seinem geraden und raschen Soldatensinne erschien jeder untätig verlorene Tag wie eine Sünde. Marlborough, mit dem greisen, launischen und ewig nicht vergnügten Markgrafen längst überworfen, stimmte von Herzen bei; es gelang, diesen mit einem abgesonderten Korps zur Belagerung von Ingolstadt zu bestimmen, und nun führte Marlborough im eiligsten Zuge die übrigen Truppen über die Donau zurück, zur Vereinigung mit Eugens Abteilung. Es war die höchste Zeit, denn auch der Kurfürst wollte nach Tallards Eintreffen nicht feiern, sondern war in vollem Anzug gegen Eugens Lager, um dies womöglich vereinzelt zu schlagen, in jedem Falle aber zu schlagen gegen jeden Feind. So kam es am 16. zu dem schicksalschwangeren Zusammentreffen von Höchstädt oder Blindheim. Die Bayern und Franzosen zählten 56 000, Eugen und Marlborough etwas über 52 000 Mann. Dicht am Flusse stand Marlborough dem Marschall Tallard, weiter im Lande Eugen dem Kurfürsten und Marsin gegenüber, zwischen ihnen bildete

auf beiden Seiten eine große Reitermasse das Zentrum. Eugen war nicht imstande, die von dem Kurfürsten energisch geführten bayerischen Regimenter zu brechen, im Gegenteil war es nur die Festigkeit der von dem Dessauer Leopold trefflich disziplinierten preußischen Infanterie, welche hier den furchtbar mörderischen Kampf im Gleichgewichte hielt: bis endlich im Zentrum nach zahllosen Attacken hinüber und herüber Marlborough durch einen mächtigen Gesamtsturm die französische Reiterei völlig zersprengte, darauf, linkshin einschwenkend, Tallards Fußvolk in Blindheim umzingelte und die ganze wirre Masse zur Ergebung nötigte. Darauf blieb auch dem Kurfürsten nur der Rückzug übrig, der mit unerschütterlicher Ordnung und Ruhe ausgeführt wurde. Die Sieger hatten ihren Triumph mit 11 000 Toten und Verwundeten bezahlt; die Geschlagenen büßten 14 000 Tote, 13 000 Gefangene, unter denen Marschall Tallard selbst, und 164 Geschütze ein.

Das französische Heer war vernichtet, der Kur-

fürst aus seinem Lande verdrängt, Bayern in der Hand der großen Allianz. Wir übergehen hier die Erinnerung an die traurigen Vorgänge, durch welche Bayern damals die Verschuldung seines auswärtigen Bündnisses sühnte. Nur das eine wollen wir anführen, daß, solange Eugen das Schicksal des eroberten Landes bestimmte, bei aller Strenge des Kriegsrechts keine Ungebühr vorkam; seine Art zeichnet sich vollständig in einer Ordre, worin er jede Tätlichkeit gegen seine Soldaten mit dem Tode bedroht, dann aber hinzusetzt: „daß die Bürger den Soldaten keinen guten Willen erzeigen, dazu sind sie nicht gehalten, und ist sich deswegen auch nicht über selbe zu beklagen“.

Betrachten wir statt dessen die weitere Entwicklung der großen europäischen Triumphe. Von dem Höchstädter Schlachtfelde hinweg ging der Zug der siegenden Heere an den Rhein und über den Rhein, wo noch in demselben Jahre Landau und Trier dem Feinde entrissen wurden. Die beiden Feldherrn traten in immer engeres

Verständnis; merkwürdig war, wie ihre höchst verschiedenen Naturen sich ergänzten. Marlborough, einer der schönsten und stattlichsten Männer der Zeit, war gleich ausgezeichnet als Hofmann und Parteihaupt, als Diplomat und Militär, ein Virtuose in der Kunst der Menschenbehandlung und, wie es dazu nötig ist, unter hinreißenden Formen von kalter Berechnung und tiefer Selbstsucht erfüllt, ein blendendes Talent, stets heiter und stets mutig, überall höchst wirksam und an keiner Stelle zuverlässig, auf den Erfog noch mehr als auf den Ruhm, und auf Geldgewinn mehr als auf jeden andern Erfolg bedacht. Eugen war stets derselbe, wie wir ihn kennen, mit zunehmenden Jahren etwas steif im Ausdruck, etwas pedantisch im Geschäfte, die Häßlichkeit des Gesichtes noch gesteigert durch unaufhörliches Schnupfen. Dafür stand sein geistiges Dasein jetzt in voller, reifer Entwicklung; sein Blick umfaßte die europäische Welt; seine Tätigkeit war den höchsten Aufgaben gewachsen und überall mit festem Pflicht-

gefühl ausschließlich auf die Sache gerichtet. Ohne eine Spur von Selbstsucht und Eigennutz war er mild gegen Untergebene und Schwache, bescheiden gegen Gleichstehende, von unbedingtem Freimut gegen Höhere. Als die alten Übelstände in Wien damals fortdauerten, schrieb er mit einer bei dieser Regierung unerhörten Derbheit: „Ich möchte doch endlich wissen, ob der Kaiser gar nicht remedieren wolle; kein Geld, kein Volk, kein Magazin, keine Munition, kein Ernst, kein Eifer, keine Sorge, und doch gleichwohl Krieg führen, triumphieren und Kron und Szepter mit Land und Leuten gewinnen wollen, das sind condradictoria, die ich nicht mehr auseinanderklauben kann." So war er schneidig und schonungslos, wenn es die Sache forderte, und weichen Sinnes und menschenfreundlich, wo er seinem Herzen folgen durfte. Er hatte den Ehrgeiz, daß neben seinem Lager der Bauer ungestört den Acker bestellen könne, und unaufhörlich schärfte er seinen Soldaten die Achtung vor den Frauen ein. Es war zwei Menschenalter nach

den Greueln des Dreißigjährigen Krieges, es war erst eines nach der Verbrennung der Pfalz: daß der Krieg nicht die losgebundene Unmenschlichkeit sein soll, hat Eugen zuerst in Europa betätigt. Ich denke, es ist nicht das schlechteste Blatt in seinem Ruhmeskranze.

Kaiser Leopold erlebte noch die Unterwerfung Bayerns, die Vertreibung der Franzosen vom deutschen Boden; bald nachher, 5. Mai 1705, starb er nach beinahe fünfzigjähriger Regierung. Es folgte ihm, in Österreich wie in der Kaiserwürde, sein ältester Sohn Joseph I. Ein Thronwechsel, der für den Augenblick in dem Verlaufe des Krieges kaum bemerkt wurde, aber für die innere Politik Österreichs höchst bedeutungsvoll war. Joseph war, in vollem Gegensatz zu seinem Vater, ein jugendfrischer, stattlicher Fürst, erfahren in allen ritterlichen Übungen, prunkliebend, ein leidenschaftlicher Freund der Jagd. Von seinem Regentenberufe hatte auch er eine sehr hohe Vorstellung, aber ein nicht minder klares Gefühl von den ihm selbst daraus erwach-

senden Pflichten. Als zehnjähriger Knabe fragte er einmal den jungen Erbprinzen von Württemberg, ob er auch so viel arbeiten müsse. Der sagte, er werde künftig nicht so viele Länder beherrschen, und brauche also nicht so viel zu studieren. Dem kleinen Erzherzog erweckte das eine lange Gedankenreihe: „Ich sehe“, rief er endlich, „ich muß noch viel mehr lernen!“ So kam er auf den Thron, sehr wohl unterrichtet, nicht so gelehrt wie sein Vater, aber dürstend nach Ruhm und Macht und Vergrößerung; er fühlte seine Kraft und wurde eben deshalb leichter als Leopold zu einer liberalen Konzession bestimmt, aber auch leichter zu einem unvorsichtigen Schritte fortgerissen. Von der theologischen Richtung Leopolds hatte er sich völlig abgewandt. Wohl war er persönlich in der religiösen Stimmung ebenso warm wie in allen andern Dingen; er versäumte keine Messe und geleitete das Sakrament, wo er ihm begegnete. Aber er war entschlossen, dem Klerus fortan in politischen Dingen keinerlei Einfluß zu gestatten und die

Andersgläubigen in ihrer Rechtstellung unangetastet zu lassen. Es bestärkte ihn in dieser Stimmung nicht wenig, daß in seinem ersten Regierungsjahr, nachdem er in Ungarn Toleranz gegen die Protestanten befohlen, die Jesuiten in Siebenbürgen dem Rakoczi Triumphbögen errichteten. Auch der Papst verharrte noch immer bei der französisch-spanischen Partei; Joseph aber war in seiner Jugend unterrichtet worden, gegen einen feindseligen Papst den Kirchenstaat anzugreifen, sei erlaubt wie jeder andere Krieg; das eigentliche Patrimonium Petri müsse ein christlicher Fürst respektieren, jedoch die andern Provinzen zu erobern, sei keine Verletzung der Christenpflicht. Er mußte so in eine der väterlichen ganz entgegengesetzte Politik hineinkommen.

Die Absicht für den Krieg ging dahin, daß nach den mächtigen süddeutschen Erfolgen die beiden Feldherren den errungenen Vorteil in verschiedener Richtung verfolgen, Marlborough gegen Lothringen und Belgien vorgehen, Eugen

in Italien dem hartbedrängten Herzog von Savoyen helfen sollte. Anfangs jedoch erlebte man große Hindernisse auf beiden Seiten. Marlborough war durch die Schwäche der Österreicher, die Saumseligkeit der Reichsstände, die ewigen Bedenken der Holländer gehemmt; der Angriff auf Lothringen schlug fehl; endlich im Sommer 1706 gelang es ihm, die Franzosen bei Ramillies vollständig zu besiegen und den größten Teil von Belgien einzunehmen. Nicht geringere Trübsal hatte unterdessen in Italien Eugen durchzumachen. Die starke Geldnot des Kaisers hinderte die Verpflegung, der ungarische Krieg die Verstärkung seines Heeres; Eugen bedurfte der höchsten Anstrengung, um sich bis zum Frühling 1706 nur am Rande des italienischen Gebietes zu behaupten, während die Franzosen allmählich Piemont überschwemmten, alle Plätze des Landes einnahmen und endlich die Belagerung des letzten, der Hauptstadt Turin, begannen. Indes erwirkte Marlborough in London ein stattliches Anlehen für den Kaiser und bestimmte

den König von Preußen zu einer ansehnlichen Truppensendung nach Italien; eine Anzahl sonstiger Reichsvölker sammelte sich in Tirol, und Eugen konnte endlich wieder zur Offensive, zur Befreiung Turins, schreiten. Die Aufgabe war immer äußerst schwierig. Um nach Turin zu gelangen, mußte man die ganze lombardische Ebene durchziehen, die bekanntlich von Nord nach Süd durch die Etsch, sodann durch die verschiedenen Nebenflüsse des Po, den Mincio, Oglio, die Adda, den Tessin durchströmt wird, deren jeder den Franzosen eine neue Verteidigungslinie darzubieten und Eugens Vorrücken endlos zu erschweren drohte. Indes erschien der Prinz im Mai 1706 im Felde, drang auf dem linken Etschufer nach Süden vor und schritt zur Ausführung eines Planes, der alle jene Schwierigkeiten mit einem Schlage beseitigte und neunzig Jahre später von Napoleon I. in umgekehrter Richtung mit gleichem Erfolge wiederholt worden ist. Unter den Augen des überraschten Gegners überschritt er nicht die mittlere, sondern

die untere Etsch, gelangte dann fast ohne Kampf auch über den untern Po und drang nun im Süden dieses Stroms, durch keinen irgend erheblichen Nebenfluß gehemmt und die französischen Barrieren umgehend, unaufhaltsam gegen Westen vor. Vendôme, in diesem kritischen Moment zu dem belgischen Heere abgerufen, verließ das Lager mit bangen Ahnungen; sein Nachfolger im Kommando, der Herzog von Orléans, hatte den Kopf völlig verloren und dachte nur auf zeitweilige Deckung Mailands. Noch hätte er eine Möglichkeit gehabt, Eugens Marsch zu hemmen, bei Stradella, wo die Apenninen sich bis hart an den Fluß fortsetzen und eine leicht zu sperrende Enge bilden — es ist die Stelle, von welcher aus im Jahre 1800 der erste Konsul zur Schlacht von Marengo vorbrach; Eugen selbst war verwundert, die Position unbesetzt zu finden. Orléans zog indessen hinüber zu dem Belagerungsheere vor Turin, wo sich dann vor der eingeschlossenen Festung die Franzosen mit sieben Fuß hohen Verschanzungen umgaben und

in diesen den Angriff der Verbündeten abzuwarten beschlossen. Am 1. September vereinte sich hierauf Eugen mit dem Herzog von Savoyen, am 8. schritten sie zum Sturme auf die feindlichen Wälle. Das Gefecht begann auf dem linken Flügel, der Prinz von Würtemberg mit österreichischen Grenadieren, und Leopold von Anhalt-Dessau, der Bullenbeißer, wie Eugen ihn nannte, mit den preußischen Bataillonen. Das Feuer war äußerst heftig und wurde bald allgemein; die Preußen gingen kaltblütig und langsamen Schrittes bis auf zehn Schritt an die Verschanzung vor, dort aber wurde der Kugelregen so dicht, daß sie stockten und allmählich wieder zurückzuweichen begannen. Da sprengte Eugen selbst heran, trat an ihre Spitze und riß sie, die über diese Auszeichnung hoch aufjubelten, vorwärts. In einem Augenblick waren sie auf dem Kamme der Schanzen und ein wildes Handgemenge entspann sich, in welchem Eugen zur Seite ein Page und ein Diener erschossen und er selbst zu Boden gerissen wurde. Nun aber

erschienen auch die Grenadiere Württembergs, die deutschen Regimenter des Zentrums, Orléans selbst wurde verwundet, Marschall Marsin getötet, die Niederlage der Franzosen war vollständig. Die Trümmer ihres Heeres drängten in verwirrter Flucht der Grenze zu: „Italien ist unser“, rief Eugen, „seine Eroberung wird uns nicht viel mehr kosten!“ In der Tat kapitulierte Mailand nach einigen Wochen; etwas später konnte General Daun mit einer schwachen Abteilung Neapel besetzen, wo er von dem Jubel der Bevölkerung begrüßt wurde; die Preußen rückten in den Kirchenstaat ein, und der Papst, von Wien aus in der ernstlichsten Weise bedroht, entschloß sich zur Anerkennung der habsburgischen Erbfolge in Spanien. Wir erinnern uns an dieser Stelle, wie im 16. und 17. Jahrhundert die spanische Monarchie die vorwiegende Macht in Europa gewesen. Von Neapel aus hatte sie den Vatikan beherrscht, von Mailand und Belgien her ihre Truppen bei jedem Anlaß in Deutschland auftreten lassen. Damit

war es jetzt vorbei auf immer. Die Kastilianer hatten sich mit höchster Begeisterung um Philipp V. geschart und alle Versuche des habsburgischen Karl auf Madrid vereitelt. Indem die Verbündeten des letzteren hierauf die Niederlande und Italien besetzten, war die spanische Herrschaft in sich selbst zerrissen und für alle Zeiten aus Mitteleuropa beseitigt. So kann man sagen, daß die Schlachten von Höchstädt, Ramillies und Turin den Ausgangspunkt für die moderne Gestaltung des europäischen Staatensystems bilden: das Machtverhältnis zwischen Österreich, England, Frankreich und Spanien, welches sie geschaffen, ist ein volles Jahrhundert hindurch unverändert geblieben.
Sehr bald nach diesen gewaltigen Katastrophen kam die zweite große Sorge des Kaisers, die ungarische Rebellion, zu ihrem Höhepunkt und Ausgang. Die Ermahnungen und Versprechungen, welche Joseph nach seinem Regierungsantritte dorthin gesandt, trugen keine Frucht. Rakoczi mochte sie für Schwäche halten, empfing

damals reiche Geschenke von Ludwig XIV., eröffnete eine, zum Glück fruchtlose Unterhandlung mit der Pforte, ließ sich 1704 zum Großfürsten von Siebenbürgen ausrufen und 1708 endlich auch durch den ungarischen Landtag die Absetzung Josephs verkünden. Allein dieser radikale Schritt hatte dieselbe Folge wie die Wiederholung desselben in der Revolution von 1848. Eine Menge einflußreicher Männer, die sich an dem Aufstande gegen rechtswidrige Unterdrückung beteiligt hatten, traten zurück von einer Sache, die sich selbst durch die ärgste Rechtsverletzung befleckte. Die kaiserlichen Generale Palffy und Starhemberg erfochten glänzende Siege; in den Reihen der Aufständischen erfolgte ein Abfall nach dem andern; zuletzt trat einer der tüchtigsten Feldherren Rakoczis, Karolyi, mit den Kaiserlichen in Unterhandlung, brachte den größten Teil der Kuruczen auf seine Seite und schloß 1711, nachdem Rakoczi nach Polen geflohen, seinen Frieden mit der Regierung. Am 30. April zog er die ganze Reiterei der Insurgen-

ten, mehr als 10 000 Pferde, in der Ebene von Maiteny zusammen; ihre Offiziere und Fahnenträger bildeten einen weiten Kreis um den General Pàlffy und schworen unter dem Zuruf der Truppen dem Kaiser den Huldigungseid. Karolyi hatte sich für seine Tätigkeit von der Regierung 50 000 Dukaten versprechen lassen; die Hofkammer suchte nachher Ausflüchte, um sich der Zahlung zu entziehen; Prinz Eugen aber erklärte, man müßte halten, was man einmal versprochen; er gönne der Hofkammer gar gerne ihre Wirtschaft, wo aber der Name und die Ehre des Kaisers in das Spiel komme, da sei alle Wirtschaft umsonst. In demselben liberalen und umsichtigen Sinne hatte der Kaiser dem Landtag zu Sathmar unbedingte Amnestie und vollständige Herstellung des verfassungsmäßigen Zustandes in Ungarn und Siebenbürgen bewilligt, und auch hierin wurde die kaiserliche Verheißung besser als jemals früher gehalten. Die Wirkung war segensreich, dauernd, vollständig. Ungarn blieb vierzig Jahre lang in tiefer Ruhe,

und als dann sich das Land wieder einmal in begeisterter Insurrektion erhob, geschah es nicht um den Kaiser, sondern um die Feinde Österreichs zu bekämpfen, unter dem stürmischen Rufe: „Laßt uns sterben für unsern König Maria Theresia!“

Indessen ging der französische Krieg im Rheinland, in Flandern und Spanien mit unverminderter Hartnäckigkeit seinen Gang. Ludwig XIV. strebte, die Verluste der letzten Feldzüge wieder gutzumachen, die Verbündeten hofften, unter den Mauern von Paris die Räumung Spaniens durch Philipp von Anjou zu erzwingen. 1707 erkämpfte Marschall Villars große Erfolge am Oberrhein, und Marlborough wurde in Flandern so hart bedrängt, daß im Frühling 1708 wieder alle Blicke auf Eugen als den allein der Lage Gewachsenen sich richteten. Er erschien mit wenigen Husaren in Marlboroughs Lager, erfrischte auf der Stelle die niedergeschlagenen Gemüter durch seine Sicherheit und Freudigkeit und brachte bei Oudenaarde den Franzosen eine

neue große Niederlage bei. Die Mittel Frankreichs waren durch den jetzt siebenjährigen kolossalen Kampf in hohem Grade erschöpft; aber der Versuch einer Friedensunterhandlung im Haag zerschlug sich; noch einmal raffte Ludwig mit höchster Anstrengung alle Kräfte zusammen, und noch einmal kam es 1709 in Belgien zu einem furchtbar hartnäckigen Zusammenstoß. Die Schlacht von Malplaquet war die blutigste des ganzen Kriegs; sie kostete jeder der streitenden Parteien über 20 000 Menschen, ein volles Drittel ihrer Stärke. Der Sieg aber war wieder bei den Verbündeten, die Niedergeschlagenheit und Demütigung in Paris vollständig, und Ludwig entschloß sich, auch auf die härtesten Bedingungen den Frieden anzunehmen. Es war der Wendepunkt der Dinge.

Es kam denn im Jahre 1710 zu einer neuen Unterhandlung in Gertruidenburg. Ludwig war bereit, seinen Enkel aufzugeben und Spanien dem Erzherzog Karl zu überlassen. Aber wenn er in früheren Jahren so oft durch harte Begehr-

lichkeit seine Gegner zur Verzweiflung gebracht, so war ihm jetzt bestimmt, die Vergeltung auch hierfür in gleichem Maß zu erfahren. Der Ehrgeiz Kaiser Josephs, die Forderungen der deutschen Reichsstände, die Kriegslust Marlboroughs wetteiferten miteinander, und man blieb bei allen Begehren, an welchen 1709 die Haager Verhandlung gescheitert war. Man forderte zunächst die Herausgabe Straßburgs, des Elsasses, Lothringens; das geschehen, sollte Waffenstillstand sein, der Frieden aber dann erst definitiv werden, wenn Ludwig, mit Österreich und England vereint, seinen Enkel selbst aus Spanien vertrieben hätte. Ludwig war in seiner Bedrängnis zu den höchsten Opfern bereit. Er bot Straßburg, bot dann das ganze Elsaß; er erbat für seinen Enkel das einzige Sizilien, und wollte, wenn Philipp dann an Spanien festhalte, Subsidien zu seiner Bekämpfung zahlen. So weit hatte ein gerechtes Schicksal den greisen Monarchen gebracht. Sein weltbeherrschender Übermut hatte einen Sturm heraufbeschworen, unter

dessen Brausen die Fundamente seines Reichs erzitterten. Seine Heere waren geschlagen, seine Grenzen verletzt, seine Bevölkerung dezimiert und verarmt. Er war gebrochen in sich selbst. Er war bereit, auf allen Gewinn seiner siegreichen Jahre zu verzichten. Mit diesem bitteren Entschlusse fand er dann sein gutes Gewissen und seine innere Kraft wieder. Was man ihm weiter zumutete, die Vertreibung Philipps aus Spanien, betraf nicht mehr ein französisches Interesse, aber er war entschlossen, nichts gegen seine Ehre zu tun und nicht selbst die Waffen gegen seinen Enkel zu führen, sondern eher mit seinem Volke zugrunde zu gehen. Da die Alliierten auf ihrer Forderung bestanden, so lösten sich im Juli 1710 die Gertruidenburger Konferenzen auf.

Wir dürfen sagen: es war ein frevelhafter Übermut, welcher die Verbündeten damals erfüllte. Es war vor allem ein Unheil für Deutschland, daß Ludwigs Bedingungen verworfen und somit die Restitution des Elsasses verschmäht wurde —

weshalb? weil auf der einen Seite der Kaiser weder auf Sardinien noch auf Sizilien verzichten wollte, weil auf der andern Marlborough, in seiner Heimat bedroht, sich durch die Fortsetzung des Krieges unentbehrlich zu machen glaubte. Was Eugen betraf, so war er 1709 höchst bestimmt für den Frieden. Während er dem französischen Unterhändler in der schärfsten Weise zusetzte, schrieb er dringend nach Wien um einige Einräumungen. Das Kriegsglück sei wandelbar, bei den Alliierten die Abneigung gegen weitere Opfer allgemein, ohne deren Hilfe Österreich ganz außerstande, den Krieg fortzuführen. Wenn man jetzt das französische Angebot verwerfe, sei überwiegende Gefahr vorhanden, daß man später nicht so viel erreiche. Er setzte durch, daß man in Wien eine Konzession an der Rheingrenze für möglich erklärte, aber in der italienischen Frage blieb alle Bemühung vergeblich. Im folgenden Jahre hatte sich im allgemeinen die Gesinnung Eugens nicht geändert; indessen glaubte er aus einigen Anzeichen schließen zu

müssen, daß Frankreich nur zum Scheine, nur um Zeit zu neuer Rüstung zu gewinnen, unterhandle, und freute sich nach dieser — freilich irrigen — Vermutung über den Abbruch der Konferenzen.

Der Frieden war verworfen. Die Nemesis folgte auf der Stelle mit raschen Schlägen.

Der erste war ein Machtwechsel in England. Die Whigpartei war dort die Seele des Krieges, seit dreißig Jahren im heftigen Gegensatze zu Frankreich, mit Eifer und Lust der großen auswärtigen Politik ergeben. Jetzt erlebte sie, daß die Masse des Volkes über die wachsende Steuerlast ungeduldig wurde, die Tories eine starke hochkirchliche Bewegung im Lande erregten, die Königin mit plötzlichem Entschluß ihre Neigung der Lady Marlborough entzog. So kam im Sommer 1710 ein torystisches Ministerium an das Ruder, in dem ein höchst talentvoller Staatsmann, St. John, oder wie er später hieß, Viscount Bolingbroke, das Auswärtige Amt einnahm. Er wollte nicht Frieden im Moment, nicht Frieden um jeden

Preis, aber er wünschte den Krieg zu beendigen, sobald es sich irgendwie in vorteilhafter Weise tun ließe.

Zum zweiten entschied sich, Dezember 1710, in Spanien der Krieg vollständig zugunsten Philipps V. Eine englische Heerschar wurde gefangen, eine österreichische besiegt; Karl III. sah sein Königtum auf die Mauern von Barcelona beschränkt. Es leuchtet ein, wie ungünstig dies für den Standpunkt des Kaisers war, wie es denselben geradezu umkehrte. Der Kaiser hatte für seinen Bruder außer Spanien auch Sizilien begehrt. Jetzt stand es so, daß Karl zwar Sizilien wie die andern Nebenlande, Philipp aber das Hauptland Spanien unerschütterlich besaß. Auch wenn Ludwig XIV. sich fügte, hätte die Verjagung Philipps aus Spanien einen neuen großen Krieg erfordert, zu welchem niemand weniger als das neue englische Ministerium Neigung hatte.

Von noch größerer Tragweite aber war das Dritte, daß am 17. April 1711 ohne Hinterlas-

sung männlicher Nachkommen Kaiser Joseph I. in blühendem Mannesalter durch einen Anfall der Pocken plötzlich dahingerafft wurde. Dies war ein Ereignis, durch welches in der Tat die gesamte Weltlage eine Umwandlung erfuhr. Es folgte ihm in den österreichischen Erblanden, und wie sich verstand auch in der deutschen Kaiserwürde, sein Bruder Karl VI., derselbe Prinz, welchen die Verbündeten bis dahin der französischen Thronfolge in Spanien entgegengestellt hatten. Auf dessen Haupt also sollten jetzt alle Kronen Karls V. versammelt werden; er sollte in Wien und Regensburg, in Ofen und Brüssel, in Mailand und Neapel, in Madrid und Indien herrschen. War dies ein Ausgang, wie ihn Wilhelm III., wie ihn überhaupt die Stifter der großen Allianz gewollt hatten? Man war in den Kampf gegangen, um die Universalmonarchie Ludwigs XIV. zu verhindern; sollte man jetzt den Kampf fortzetzen, um die Weltherrschaft Karls VI. zu gründen?

Bolingbrocke war fest entschlossen, daran keinen

Teil zu nehmen, und trat mit kühnem Mute an die Aufgabe heran, die für ihn einen Kampf auf Leben und Tod mit einer mächtigen englischen Partei, mit dem von dem Volke vergötterten Feldherrn, mit den siegreichen und ehrgeizigen Bundesgenossen in sich schloß. Für sich hatte er die bornierte Königin, die friedenssehnsüchtigen Kaufleute, die Prälaten der Hochkirche und deren augenblicklich sehr erregten Anhang im Lande. Er nahm sich wunderlich genug in dieser Parteistellung aus, er, der glänzendste Lebemann seiner Zeit, der kein höheres Vorbild in der Weltgeschichte kannte als den Athener Alkibiades, der es liebte, die eine Nacht mit berufenen Kurtisanen zu verprassen, und die folgende über der Entwerfung einer Europas Schicksal entscheidenden Depesche zu verwachen, der von geoffenbarter Religion nichts wußte, alle Hierarchie verachtete und eine unerschöpfliche Lauge vernichtenden Spottes über das äußere Kirchentum ergoß. Ein Mensch, der die geistige Kraft besaß, der Gründer zugleich des modernen

Staatensystems und des modernen Rationalismus zu werden, und der für sein eigenes Leben diese Schöpfungen geringer achtete als den Genuß der Macht, der Intrige und des sinnlichen Taumels. Ein Mensch, der seine Laufbahn wie eine Kabale gewöhnlichen Schlages begann, aber eine solche Stellung und solche Kraft besaß, daß diese Kabale zu einer großen weltgeschichtlichen Tat wurde.

Er eröffnete seinen Weg mit höchster Vorsicht. Einen englischen Dichter sandte er heimlich nach Versailles, im tiefsten Inkognito kam dann ein französischer Diplomat nach Windsor. Nach schneller Einigung über die wesentlichen Punkte wurde für den Frühling 1712 ein allgemeiner Kongreß in Utrecht verabredet und darauf das Geschehene dem Parlament mitgeteilt. Die Whigs in beiden Häusern tobten, Marlborough erhob offene Opposition, der kaiserliche Gesandte erging sich in lebhaften Schmähungen. Aber Bolingbroke war nicht zu schrecken. Im Unterhause gewann er die Mehrheit mit allen Mitteln

der Überredung, Drohung und Bestechung; den Angriff der Lords brach er durch einen großen Pairsschub; den kaiserlichen Gesandten wies er aus London hinweg; Marlborough verwickelte er in einen bedenklichen Unterschleifprozeß. Auf des Kaisers Befehl ging Eugen selbst nach London hinüber, um eine Änderung der englischen Politik zu erwirken; er wurde mit höchsten Ehren aufgenommen, richtete aber nicht das mindeste aus. Als er darauf 1712 die Kriegsoperationen an der flandrischen Grenze erneuerte, besann sich Bolingbroke keinen Augenblick, den englischen Truppen Befehl zur Untätigkeit zu geben, wodurch dann eine blutige Schlappe für das kaiserliche Heer bei Denain herbeigeführt wurde. Es war deutlich, daß Bolingbroke schlechterdings kein Mittel scheuen würde; es zeigte sich wieder einmal, was die Kraft eines klaren und unbedingten Willens vermag; er trug es davon und sammelte außer dem Kaiser und König Philipp die Gesandten aller am Kriege beteiligten Mächte in Utrecht.

Sein Begehren ging nun im wesentlichen dahin, daß, unter festen Garantien der ewigen Trennung der französischen und spanischen Krone, Philipp V. Spanien und Indien behalte, Karl VI. aber durch Belgien, Mailand und Neapel entschädigt werde; Sizilien sollte der Herzog von Savoyen, England Gibraltar und Minorca, Deutschland aber Straßburg und Landau empfangen. Diese Vorschläge entsprachen durchaus den Ergebnissen der Waffen, da die Allianz in Belgien und Italien glänzend gesiegt, am Rheine eben das Übergewicht behauptet, in Spanien eine völlige Niederlage erlitten hatte: auch waren Eugen und die Mehrzahl der deutschen Minister Karls sofort der Meinung, daß Kaiser und Reich dem englischen Plane beitreten sollten. Eugens entscheidendes Argument war die Unmöglichkeit fernerer Kriegführung ohne Hilfe der Seemächte. Sie wird auch Ihnen sogleich auf das schlagendste durch wenige Ziffern aus den Finanzen des Krieges erhellen. Holland hatte bis dahin auf den Kampf vierzig, das Deutsche

Reich dagegen vier Millionen Gulden verwandt. Der Kaiser konnte für seine Heere im besten Falle jährlich sechs bis acht Millionen aufbringen, während England jedesmal sechzig bis siebzig gestellt hatte. So viel bedeutet eine verständige Verfassung und innere Freiheit für die auswärtige Macht der Staaten. Sogar mit dieser Hilfe war nun Österreich in stetem Defizit gewesen, was sollte nun erst werden ohne sie? In der Sache stand es so, daß Österreich nach dem englischen Vorschlag eine Menge der reichsten Provinzen gewinnen sollte, nach Karls Wünschen aber wie einst unter Karl V. zu einem spanischen Nebenlande herabgesunken wäre. Denn Karl VI. war während seines spanischen Aufenthaltes auf das gründlichste hispanisiert; die völlig andächtige Devotion des spanischen Hoftones hatte ihn höchlich beglückt, so daß er die freiere deutsche Weise plump und respektwidrig fand; er war auch jetzt von einer Anzahl spanischer Granden vollständig umringt, duldete kein Wort für den Frieden und wies alle Vorstellungen seiner

deutschen Minister zurück. Darauf wurde auch Bolingbroke ungeduldig und gab den Franzosen die Behauptung Straßburgs nach. Sonst wurde am 11. Aprill 1713 der Frieden von Utrecht auf die erwähnten Bedingungen unterzeichnet. Der Kaiser war tief entrüstet, und das schwache Reichsheer mußte noch eine Kampagne am Oberrhein machen, welche dann allerdings äußerst unglücklich ausfiel und durch alle Talente Eugens nicht zum Bessern gewandt werden konnte, zumal Karls spanische Freunde sogar die Entsendung der in Italien stehenden österreichischen Regimenter an den Rhein verhinderten. So ließ sich endlich Karl VI., die erste Entrüstung einmal durchgemacht, durch die deutschen Minister überzeugen, daß Bolingbroke freilich ein hassenswerter Verräter, aber der Gewinn von Belgien und Mailand, von Neapel und Sardinien doch nicht zu verachten sei. Die Kosten seines langen Zögerns trug das Deutsche Reich, da im Frieden zu Rastatt und Baden 1714 die Franzosen außer Straßburg auch noch Landau

behielten. Eugen, der mit Marschall Villars selbst den Frieden unterhandelte, hatte das Mögliche und Unmögliche versucht, um die neue Einbuße zu verhüten, zuletzt aber dem großen, für Deutschland ungünstigen Zusammenhang der Dinge weichen müssen.

So trat er mit nicht ungetrübter Stimmung aus dem dreizehnjährigen Weltkampfe hervor, welcher ihm die Fülle unsterblicher Lorbeeren gebracht, seinem erwählten Vaterlande die glänzendste Erweiterung zugewandt und die europäische Suprematie König Ludwigs XIV. von Grund aus gebrochen hatte. Sein Ruhm erfüllte ganz Europa, sein Name wurde in England wie in Deutschland gefeiert, und in Rastatt selbst hatte er sich die verehrende Freundschaft seines französischen Gegners erobert. Kaiser Karl, obwohl durch seine spanischen Neigungen gegen ihn abgekühlt, überhäufte ihn mit Ehren und Dotationen und ernannte ihn zum Generalstatthalter der neugewonnenen Niederlande. Ehe er sich jedoch den Geschäften dieser Verwaltung

widmen konnte, eröffnete sich ihm im fernen Osten ein anderer Schauplatz gewaltigen Streitens, glorreicher Siege, unabsehbarer Erfolge. Die Osmanen hatten die Verluste des Karlowitzer Friedens keineswegs verschmerzt. Es war ihnen gelungen, im Jahre 1711 dem russischen Zaren die Festung Asow wieder zu entreißen; im Jahre 1715 richteten sie ihren Angriff auf die Republik Venedig, um ihr die Halbinsel Morea wieder abzunehmen; sie meinten, daß Österreich nach dem langen französischen Kriege unmöglich werde intervenieren können. Hier aber war Eugen mit Kaiser Karl vollständig eines Sinnes, daß untätiges Zuwarten sowohl die Ehre als die Interessen Österreichs im hohen Grade gefährden müsse; am 13. April 1716 wurde die Allianz mit Venedig unterzeichnet und im Laufe des Sommers ein Heer von 65 000 Mann in der Nähe von Peterwardein zusammengezogen. Dieses Mal war es dem Prinzen gelungen, durch weitgreifende ökonomische, militärische und diplomatische Vorkehrungen die Mängel der

früheren Jahre fernzuhalten; als er im Juli im Lager von Futak erschien und den Oberbefehl antrat, konnte er mit stolzer Freude die vollzählige Mannschaft, die reichen Vorräte, die wohlzuströmende Verpflegung mustern. Die Mehrzahl der Leute kannte den Krieg, alle waren von unbedingtem Vertrauen auf ihren Führer erfüllt und drängten mit der Gewißheit des Sieges zum Kampfe. Ende Juli überschritt der Großvezier Damad Ali mit mehr als 200 000 Mann die Donau und näherte sich der kaiserlichen Stellung. In Eugens Kriegsrat meinten die einen, man solle über die Donau zurückgehen, die andern, man möge sich im Lager verschanzen, sie alle, die türkische Übermacht müsse man vorerst an den Wällen Peterwardeins sich verbluten lassen. Eugen aber verwarf diese Meinungen sämtlich. Die Truppen seien weniger zahlreich als die türkischen, aber viel zu gut, um sie durch Verstecken hinter den Schanzen zu entmutigen; der Soldat komme frisch aus dem Quartier, sei wohlgenährt und streitbegierig — worauf denn

wolle man noch warten? Am 5. August rückte er aus dem Lager bei Peterwardein, das Fußvolk in dicken Kolonnen, die Kürassiere in schweren Massen zusammengefaßt; ein wildes Getümmel entstand, in welchem die Spahis einmal durch die Linie des Fußvolkes hindurchbrachen; im ganzen aber blieb man geschlossen, ging bald selbst zum zermalmenden Angriff über, und bereits um Mittag war alles entschieden, der Großvezier tot, das feindliche Heer zersprengt, eine unermeßliche Beute gewonnen. Die unmittelbare Frucht des Sieges war die von Eugen langersehnte Eroberung des Banates, dessen Hauptstadt Temesvar nach tapferem Widerstand am 17. Oktober kapitulierte. Aber dabei blieb die Einwirkung von Eugens Waffenglück nicht stehen. Die christliche Landbevölkerung des türkischen Reiches trug die Herrschaft der Osmanen damals so widerwillig wie heute und hatte in jener Zeit noch nicht gelernt, auf Rußland als nächsten christlichen Genossen ihre Blicke zu richten oder in dem römisch-katholischen Öster-

reich einen konfessionellen Gegner zu sehen. Vielmehr erblickten sie auch in diesem einfach eine christliche Macht, deren Waffen sich ihren Grenzen nahten, und weithin durch die Balkanhalbinsel knüpften sich an den Namen Eugens die Hoffnungen der Raja. Die Bischöfe Albaniens sandten zu ihm um Befreiung vom muhammedanischen Joche, in den Kirchen der Walachei betete das Volk um seine Erlösung durch die Ankunft der Deutschen. Eugen ergriff mit Nachdruck die Aussichten, die sich an diese Bewegung knüpften. Jenen Bischöfen sandte er ermunternde Zusicherungen und hielt den ganzen Winter hindurch die Hoffnungen der Raja durch unablässige Streifzüge nach Bosnien, Serbien, der Walachei lebendig. Er selbst ging nach Wien, um persönlich für die Vorbereitungen zum nächsten Feldzuge zu wirken, und hatte die Genugtuung, daß die vereinten Kräfte der kaiserlichen Erblande und des Deutschen Reiches, der Römischen Kirche und der österreichischen Judenschaft die Kriegskasse reichlich füllten. In seinem

Lager, als der glänzendsten Schule des großen Krieges, sammelten sich Freiwillige aus halb Europa, die Söhne Max Emanuels mit 6000 Mann bayerischer Truppen, ein Enkel Ludwigs XIV., begleitet von einer glänzenden Schar französischer Edelleute, ein portugiesischer, zwei lothringische, eine große Anzahl deutscher Prinzen. Am 18. Juni 1717 ging Eugen über die Donau, um den Schauplatz seiner populärsten Waffentat, der Belagerung von Belgrad, zu rekognoszieren. 61 Bataillone und 176 Schwadronen, im ganzen etwas über 100 000 Mann, führte er über den Strom —

*er ließ schlagen einen Brucken,*
*daß man kunt hinüber rucken*
*mit der Armee wohl für die Stadt.*

Seine Lagerlinien, durch Schanzen und Batterien gedeckt, umschlossen Belgrad im Süden von dem Ufer der Donau bis zum Rande der Save, während eine bewaffnete Flottille den Zugang der Festung von den Wasserseiten verwehrte. Die Belagerung begann sogleich mit großer Leb-

haftigkeit, indessen hielt die Besatzung standhaft aus und begrüßte mit lautem Jubel am 30. Juli die von den Zinnen des Schlosses wahrgenommene Ankunft des Entsatzes, mit welchem der Großvezier Chalil, den Kaiserlichen um die Hälfte überlegen, einen Kanonenschuß weit von Eugens Schanzen am 1. August eine feste Stellung bei Krozka bezog. Die Lage des christlichen Heeres war kritisch. Rechts und links einen bedeutenden Fluß, hinter sich die starke türkische Festung, vor sich das überzählige feindliche Heer, welches sogleich durch eine unausgesetzte Beschießung jeden Punkt des christlichen Lagers unsicher machte — dazu die eigenen Truppen durch die vierwöchigen Strapazen ermüdet, durch die bisherigen Kämpfe auf 70 000 Mann vermindert, von Mangel und Seuchen in immer wachsendem Maße heimgesucht. Eugen fand den Rückzug über die Brücken im Angesicht des Gegners unmöglich; das Abwarten eines feindlichen Angriffes hätte den sicheren Ruin durch Krankheit und Beschießung auch ohne Kampf gedroht;

er sah wieder die höchste Klugheit in der entschlossensten Kühnheit und beschloß auf den 16. August die eigene Offensive, die Zersprengung des feindlichen Entsatzheeres. Um Mitternacht rückten die Kolonnen, in tiefem Schweigen antretend, hinaus auf das freie Feld; gegen Morgen legte sich ein dicker Nebel über die Gegend, welcher die Annäherung der Armee dem Feinde eine Weile verdeckte, dafür aber auch einige Kolonnen sich zu weit nach rechts schieben ließ, so daß im Zentrum der Schlachtreihe eine bedeutende Lücke entstand. Zuerst auf dem rechten Flügel stießen Palffys Reiter im Dunkel auf einen feindlichen Laufgraben; der Alarm flog sogleich durch das türkische Lager, und auf allen Seiten brach ein verwirrtes Fechten los. Niemand vermochte durch den Nebel weiter als zehn Schritte zu blicken; jeder warf sich auf den Feind, wo er ihn fand; bei der Enge des Raumes gab selbst der Donner des Geschütz- und Gewehrfeuers kein Urteil über den Stand der Schlacht. Endlich zerriß gegen acht Uhr der

frische Morgenwind den Nebel und entrollte vor Eugens Augen in einem Moment das Bild der Lage. Seine beiden Flügel waren gewaltig vorgedrungen, im Zentrum aber hatte das türkische Fußvolk Boden gewonnen und war eben im Begriffe, dem rechten Flügel der Kaiserlichen in Seite und Rücken zu fallen. Da brauste in Eugen selbst das alte Soldatenherz auf; er setzte sich persönlich an die Spitze seiner Reserven und stürzte sich auf die feindliche Kolonne. Ein furchtbares Gemetzel entspann sich, und während das Fußvolk Angriff auf Angriff folgen ließ, ergriff der Prinz seine nächsten Reiterregimenter und schmetterte mit ihnen dem schweren Klumpen der Janitscharen in die Flanke. Damit war der letzte Widerstand gebrochen und die Niederlage des Feindes wie vorher auf den Flügeln, so jetzt auch im Zentrum vollendet. Die Türken verloren zwölftausend Tote und Verwundete, fünftausend Gefangene, zweihundert Geschütze, fünfzig Fahnen, ihr ganzes Lager mit unendlichem Gerät. Sechs Tage nachher kapitulierte Belgrad.

Es war damit ganz Serbien der Botmäßigkeit der kaiserlichen Waffen unterworfen und von dort und von Siebenbürgen aus die Donaufürstentümer einem doppelten Angriff so völlig eröffnet, daß beide Hospodare sich zu Tribut und Kriegssteuer bequemten. Kaum 30 000 Mann zerrütteter und eingeschüchterter Truppen hatte der Großvezier noch beisammen, während die christliche Bevölkerung bis tief nach Albanien und Bulgarien hin in fieberhafter Erregung war. Ein kühner Ehrgeiz oder eine erregbare Phantasie hätten den Gedanken einer gänzlichen Vertreibung der Türken aus Europa fassen mögen; aber auch die ruhigste Erwägung durfte die Erwerbung der Moldau und der Walachei und damit den Besitz der Donaumündungen für gesichert halten. Mit dieser Abrundung hätte Österreich den Titel des Donaureiches zur Wahrheit gemacht und für Ungarn die natürliche Bahn zum Meere gewonnen; es hätte auf alle Zeit die entscheidende Stellung im Orient eingenommen und das russische Reich in Europa von jeder Berührung mit

der orientalischen Frage abgeschnitten. Als die Pforte den Frieden begehrte, forderte denn Eugen, Februar 1718, um die Grenzen der Christenheit sicherzustellen, die Abtretung Bosniens und Serbiens auf dem rechten, der Walachei und halben Moldau auf dem linken Donauufer. Während dieser stolze Antrag von den Diplomaten auf dem Kongresse zu Passarowitz in kritische Behandlung genommen wurde, haben im nassen Feldlager vor Belgrad die kaiserlichen Soldaten das deutsche Lied erdacht, das Lied von Prinz Eugenius, dem edlen Ritter.

## III.

Als Prinz Eugen einst zu seinem ersten italienischen Feldzug abging, war der französische Marschall Villars in Wien, und Eugen drückte ihm beim Abschied Hochachtung und Freundschaft aus. Einige Hofleute wunderten sich darüber, daß Eugen in solchem Tone zu einem Feinde sprach; da rief Villars ihnen lebhaft zu: „Meine Herren, ich will Ihnen sagen, wo sich die wahren Feinde des Prinzen aufhalten; sie sind hier in Wien, so wie die meinigen in Versailles."

Eugen sollte jetzt die Richtigkeit dieses Wortes erfahren. Es war ihm nicht bestimmt, auf dem orientalischen Kriegsschauplatze vollständigere Erfolge als auf dem französischen zu ernten. Dieselbe Ursache, welche hier trotz alles Siegesglanzes die diplomatischen Ergebnisse geschmä-

lert hatte, wirkte auch dort mit nicht geringerer Schädlichkeit ein.

Kaiser Karl hatte sich in Rastatt mit Frankreich, Philipp von Spanien in Utrecht mit England und Holland versöhnt. Seitdem ruhten allerdings die Waffen in ganz Westeuropa, aber zu einem förmlichen Friedensschlusse zwischen den beiden Prätendenten selbst war es nicht gekommen. Karl führte zu lebhafter Entrüstung des Madrider Hofes den Titel eines Königs von Spanien und Großmeisters des goldenen Vließes fort; Philipp nannte ihn stets nur den Erzherzog und war entschlossen, bei der ersten Gelegenheit die altspanischen Teile Italiens, Neapel, Sardinien, Mailand seinem Reiche wiederzugewinnen. Dieser Gedanke wurde noch verstärkt, als er im September 1714 sich in zweiter Ehe mit Elisabeth Farnese von Parma vermählte, welche bei dem bevorstehenden Aussterben des farnesischen Mannesstammes in Parma oder des mediceischen in Florenz, Erbansprüche auf diese Landschaften besaß. Elisabeth war in strenger

und staatskluger Zucht herangewachsen; ihr lebhafter Sinn war früh auf politische Dinge, auf Ehrgeiz und Machtbesitz gerichtet, ihr rasches Temperament auf Fleiß, Berechnung und Selbstbeherrschung gelenkt worden; mit diesen Gaben wußte sie den arbeitsscheuen, melancholisch hinbrütenden und reizbar auffahrenden Gemahl bald sich völlig zu unterwerfen. Er konnte ihre Gesellschaft nicht einen Augenblick bei Tag und bei Nacht entbehren; sie war stets munter und unterhaltend, fügte sich jeder kleinen Laune, pries jede seiner Schwächen und lenkte so ihn bei allen wichtigen Sachen nach ihrem Willen. Da ihre eigenen Söhne keine Hoffnung zur Thronfolge in Spanien hatten, so wünschte sie ihnen Fürstentümer in Italien zuzuwenden, und der engliche Gesandte meldete demnach schon 1716 seiner Regierung, wer dem spanischen Hofe das höchste Angebot in Italien mache, könne unbedingt über dessen Eifer verfügen.

Politischen Rat nahm damals Elisabeth vor allem von Kardinal Alberoni, eines Gärtners Sohn aus

Piacenza, einem Zwerge mit dickem Kopfe, pockennarbigem Gesicht, verschwindend kleiner Nase und mächtig breiten Schultern, welcher Küster, Jesuitenschüler, Intendant gewesen, dann Priester, Kanonikus, Abbate geworden, von frühe auf unendliche Lernbegier, Anstelligkeit und Unermüdlichkeit entwickelt, und während des Krieges sich dem Herzog von Vendôme durch scharfen Verstand, schnöde Witze und burleske Schmeichelei empfohlen hatte. Durch diesen an den spanischen Hof gelangt, hatte er ein allseitiges Talent für Staatssachen bewährt, und eine Freude war es, wie unter seiner einsichtigen Leitung Spanien sich von den Nachwehn des Krieges erholte. Es zeigte sich jetzt, daß der Verlust der Nebenlande ein reiner Gewinn für die Krone war; die Verwaltung und Behauptung Belgiens und Neapels hatten jährlich große Summen gekostet; 1717 stand die Einnahme des Staates viel höher als jemals unter den Habsburgern, und Alberoni sagte dem König: „Nur noch fünf Jahre Frieden und Spanien soll so

reich und mächtig wie irgendein Land Europas sein." Sein Wunsch war, den Frieden fort und fort zu erhalten, aber um die Gunst seiner Herrin zu bewahren, mußte auch er ihren Eroberungsgelüsten schmeicheln und wenigstens für die Zukunft Verwirklichung verheißen. Damit untergrub er selbst sein Prinzip, und als 1717 ein spanischer Prälat in Mailand verhaftet wurde und König Philipp dies als persönliche Beleidigung hoch aufnahm, war Alberoni nicht imstande, den Ausbruch des Krieges zu verhüten. Eine spanische Flotte lief aus, die Insel Sardinien und nach deren Bezwingung auch Sizilien anzugreifen.

Die Gefahr für Österreich war eben nicht groß. Weder England und Holland, noch auch Frankreich, dessen Regent, der Herzog von Orléans, mit König Philipp persönlich zerfallen war, wollten einen Bruch des Utrechter Rechtszustandes dulden, und alle diese Mächte schlossen ohne Zaudern eine Allianz mit dem Kaiser zur Einschränkung des spanischen Ehrgeizes. Man

erkannte darin allerdings die Erbansprüche Elisabeths auf Parma und Florenz an, bekräftigte aber dem Kaiser den Besitz von Mailand und Neapel und verbesserte noch seine Stellung, indem man ihm Sizilien überwies, während Piemont sich statt dessen mit Sardinien begnügen mußte. Karl hätte also allen Grund gehabt, dem spanischen Angriff mit Gemütsruhe entgegenzusehen und sich in dem aussichtsreichen türkischen Kriege nicht beirren zu lassen.

Allein eine andere war die Stimmung in Wien. Karl war völlig in der Hand seiner spanischen Räte, und diesen war Deutschland zuwider und der Orient gleichgültig, während sie in den italienischen Provinzen, als einem Reste von Karls spanischer Krone, die einzig wertvollen Kleinodien seiner Herrschaft sahen. Der Kaiser hatte aus ihnen einen sogenannten spanischen Rat gebildet und diesem die Verwaltung Mailands, Neapels, Sardiniens ausschließlich übertragen; alle höheren Ämter in diesen Provinzen wurden mit Spaniern besetzt, und der liebste Traum

ihres Ehrgeizes war, von dort aus Spanien selbst zurückzuerobern. Eine schöne Kastilianerin, welche sich der hohen Gunst des Kaisers erfreute, brachte ihren Gemahl, den völlig unbedeutenden Grafen Althan, zu großem politischem Einfluß, und dieser, ursprünglich ein ebenso bescheidener wie nichtiger Mensch, begann es bald unerträglich zu finden, daß alle Welt nur vom Prinzen Eugen rede, daß in allen Stücken nur nach der Meinung des Prinzen Eugen gefragt werde, als wenn es gar keine großen Männer gebe als den Prinzen Eugen. Und dieser Prinz Eugen hatte nun gar kein spanisches Herz, hatte 1709 das spanische Sizilien opfern wollen, um dem Deutschen Reiche Straßburg zu gewinnen, hatte sich 1714 in Rastatt nicht um Katalonien, sondern um Landau bekümmert, und antwortete 1717, als er schleunigst Truppen aus Ungarn nach Neapel senden sollte, was denn an einer Landung von einigen Tausend Spaniern in Italien viel gelegen wäre. Die Spanier in Wien waren darüber höchlich erzürnt, und Kaiser Karl

war in diese Stimmung um so leichter hineinzuziehen, je weniger ihm die unbedingte Freimütigkeit des Prinzen zusagte. Er war der echte Sohn seines Vaters, gutmütig und wohlgebildet. ein gelehrter Münzforscher und so musikalisch, daß er wohl sein Orchester selbst dirigierte und, als sein Kapellmeister einmal ausrief: „Majestät könnten gleich Kapellmeister werden!“ schmunzelnd antwortete: „Nun, ich habe jetzt auch meinen Unterhalt“ — in politischen Dingen aber begriff er nicht, daß andere Menschen andere Meinungen oder andere Standpunkte haben könnten als seinen habsburgischen, und wie er überhaupt etwas langsam begriff, so war er nach der Weise schwacher Geister höchst mißtrauisch auf seine Selbständigkeit, ließ sich von schmiegsamer Mittelmäßigkeit lenken und scheute vor jedem aufrichtigen und bedeutenden Ratgeber zurück. Althan verstand ihn eben an dieser Stelle zu fassen und Eugens gerades Auftreten auf das gründlichste zu verdächtigen. Mit einem Worte, der Sieger von Belgrad war in formeller Un-

gnade in dem Augenblick, wo er die Zukunft des Orients in die Hand seines Herrschers zu legen im Begriff stand. Karl beschloß, so schnell wie möglich mit den Türken Frieden zu schließen, um seine Truppen für Italien verfügbar zu haben. Eugen bewährte hier aufs neue seine Selbstverleugnung und instruierte selbst, nachdem des Kaisers Befehl erteilt war, die österreichischen Gesandten auf Herabstimmung ihrer Forderungen. Venedig mußte Morea in der Hand der Türken lassen, Österreich begnügte sich mit Belgrad und einem kleinen Bezirke der westlichen Walachei, und die schönen Träume, die Donau bis zum Pontus zu gewinnen, die Herrschaft des Halbmondes zu zertrümmern, die entscheidende und führende Macht im Orient zu werden, waren, wer weiß auf wie lange, zerronnen. Freilich kam es dann gegen Spanien schnell zur Entscheidung. Eine englische Flotte schlug die spanische am Capo Passaro, ein österreichisches Heer dehnte sich in Sizilien aus, ein französisches Korps überschritt die Pyrenäen. In

Madrid verlor König Philipp den Mut, Elisabeth fand die von der Allianz gebotene Bestätigung ihrer Erbansprüche auf Parma und Florenz unwiderstehlich; die Schuld der sonstigen Kriegsunfälle wurde auf Alberoni geworfen und der Minister in plötzlicher Ungnade des Landes verwiesen. Spanien nahm darauf die Bedingungen der Verbündeten an, und der Kaiser sah seine italienische Herrschaft glänzender als jemals abgerundet.

Eugen, nach Wien zurückgekehrt, behielt äußerlich durchaus die bisherige hohe Stellung als Präsident des Hofkriegsrates, Konferenzminister und Generalgouverneur der Niederlande. Aber sein persönliches Verhältnis zum Kaiser war zerstört. Seine spanischen Gegner verbargen kaum den Wunsch, ihn völlig aus Österreich zu entfernen; er selbst warnte wohl seine Freunde, bei irgendeiner Bitte sich nicht von ihm empfehlen zu lassen, weil dann die Abweisung sicher sei. Anerkanntermaßen war er das Haupt der deutschen Partei des Hofes und nach wie vor in

engem Verhältnis mit Gundakar Starhemberg, der sich übrigens soviel wie möglich aus den politischen Streitigkeiten hinter seine Finanztabellen zurückzog. Die Lage war um so zerfahrener, als ein Teil der deutschen Staatsmänner, wie die Grafen Schlik und Windischgrätz, obwohl den Spaniern gleich feindselig, aus persönlicher Eifersucht auch von Eugen sich trennten und eine dritte Partei bildeten. Im Jahre 1719 kam es so weit, daß der Schwager Althans, ein junger Graf Nimptsch, der als lustige Person bei Karl VI. wohlgelitten war und sich manches herausnehmen durfte, eine Reihe bestimmter Anklagen gegen Eugen, auf verräterische Umtriebe mit Bayern und dem österreichischen Adel, dem Kaiser zutrug, während ein politischer Abenteurer, Abbate Tedeschi, eine Kreatur des sardinischen Gesandten, die Beweise dafür zu liefern versprach. Glücklicherweise erhielt Eugen Nachricht von diesen Umtrieben und faßte seinen Entschluß mit derselben Kraft und Schnelligkeit wie auf dem Schlacht-

felde. Er erschien vor dem Kaiser, er selbst als Kläger, mit der Forderung scharfer Strafe gegen die Verleumder, sonst werde er auf der Stelle Österreich und den kaiserlichen Dienst verlassen. Dieser ruhigen Festigkeit war Karl nicht gewachsen. Eine Kriminaluntersuchung wurde gegen Nimptsch und Tedeschi eröffnet, jener zur Festung, dieser zur Landesverweisung verurteilt und Eugens Ehre auf das glänzendste hergestellt. Seitdem wagten die Gegner keinen offenen Angriff mehr; des Kaisers Stimmung gegen Eugen war aber durch diese Demütigung nicht verbessert, und der Gegensatz der Fraktionen dauerte in den Geschäften mit gleicher Bitterkeit fort. Nimmt man zu diesen Spaltungen die unsichere Natur des Kaisers hinzu, so begreift man die Stockung der Arbeiten, die Unbehilflichkeit der Verwaltung, das Schwanken der auswärtigen Politik, welche die Folge solcher Verhältnisse sein mußten.

Auch das Genie des Prinzen war nicht vermögend, in seinem besonderen Fache, in der

Verwaltung des Heerwesens, überall den Übelständen der Lage zu steuern. Zunächst dauerte die Finanzklemme fort. Der Kaiser hatte in dieser Hinsicht manche vortreffliche Wünsche: in seinen spanisch-italienischen Beziehungen hatte er die Wichtigkeit von Seehandel, Kolonien, Kriegsflotten kennengelernt und meinte, daß durch ihre Erschaffung Österreich neue Reichtümer gewinnen und seine Macht verdoppeln würde; er verfügte also Schiffs- und Hafenbauten in Triest, bewirkte die Anlage einer Handelskompanie in Ostende und war zu jeder Unterstützung eines hierin einschlagenden Planes bereit. Prinz Eugen wußte so gut wie ein anderer, was eine stolze Flotte bedeute: aber vor seinem unbarmherzig klaren Blicke lag die nackte Tatsache, daß weder die kurze belgische noch die ganz beschränkte Triestiner Küste, weder das industriell unentwickelte Land noch der im ewigen Defizit befindliche Staatsschatz den Stoff zu einer großen Marine liefern könnten. Karls Pläne nahmen sich ihm nicht viel an-

ders aus als die Austernbänke in den Wiener Gärten; er nannte die maritimen Berater des Kaisers windige Projektenmacher und sah mit schmerzvollem Ärger die Millionen in dieser, wie er überzeugt war, hoffnungslosen Spielerei zerrinnen. Die Einnahmen des Reiches kamen auch jetzt nicht über 14 Millionen Gulden; davon wurden ihm acht für die Kriegsverwaltung überwiesen und demnächst der Bestand des Heeres auf 70 000 Mann gestellt. Als während des Friedens die Lande sich erholten und die Einnahmen sich besserten, wurde der Soll-Etat des Heeres allmählich auf 150 000 Mann erhöht. Allein wir werden sehen, wie weit die Wirklichkeit hinter dem papierenen Befehle zurückblieb. Die Hauptursache lag ohne Zweifel in der traurigen Beschaffenheit der Gesamtregierung: von aller Schuld aber wird man den Prinzen schwerlich freisprechen können, da auch in späteren Jahren, wo sein Einfluß stärker und schrankenloser als jemals früher war, das Ergebnis sich nicht wesentlich verbesserte. Ich bemerkte

schon, daß er bei höchstem Fleiße, strenger Gewissenhaftigkeit im großen und etwas pedantischer Umständlichkeit im einzelnen nicht die regelrechte, stets sich gleichbleibende, täglich wiederkehrende Genauigkeit des Geschäftsmannes besaß, und man kann sich denken, wie dieser Mangel durch das widerwärtige Treiben der Hofparteien, die faktiöse Vereitelung der besten Anträge, die ewige Fruchtlosigkeit der ernstlichsten Maßregeln nicht verbessert werden mochte. Von den amtlichen Verdrießlichkeiten erholte sich der Prinz täglich während einiger Abendstunden in vertrautem Kreise bei der geistreichen und charaktervollen Gräfin Batthyany; er machte dort sein kurzes Spiel Piquet, die einzige Unterhaltung, die er ungern entbehrte; sonst bewegte sich das Gespräch auch dort um geistig-ernste, politische oder wissenschaftliche Dinge. Von Ergötzung, Ruhe und Genuß ist überhaupt in diesem Lebensgange kaum etwas zu melden. Verheiratet ist Eugen niemals gewesen, und noch weniger hat er sein Herz einem

andern weiblichen Einfluß geöffnet, so daß ein italienischer Schöngeist ihn deshalb einmal als den Mars ohne Venus gepriesen hat. Seine einzige Erfrischung war Wechsel der Tätigkeit. Von den Staatsgeschäften ruhte er aus in der eifrigen Pflege und Bewirtschaftung seiner Güter, in einer weiten Korrespondenz mit den bedeutendsten Männern Europas, in einer regen und mannigfaltigen Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft, wo sein Interesse unerschöpflich, seine Kenntnis sehr umfassend, sein Geschmack ebenso gebildet als vielseitig war. Noch heute ragt das von ihm aufgeführte Belvedere unter den Prachtbauten Wiens hervor; in dem Parke desselben unterhielt er mit naturwissenschaftlichem Interesse eine sehr bedeutende Menagerie; seine Verbindungen in ganz Europa benutzte er vor allem, um schöne Ausgaben wertvoller Bücher, Handzeichnungen berühmter Künstler, Kupferstiche in den besten Abdrücken zusammenzubringen. Leibniz überreichte ihm eines seiner philosophischen Hauptwerke, die Monado-

logie, und Eugen bewahrte das Manuskript in reich verziertem Behälter als eine seiner wertesten Kostbarkeiten. Den französischen Dichter Baptist Rousseau zog er längere Zeit in seine nähere Umgebung, „und niemals", sagte Rousseau, „habe ich in einem Manne so viel Größe mit so viel Einfachheit verbunden gesehen, kalt bei der ersten Begegnung, vertraulich bei längerem Umgange, ein weit größerer Bewunderer der Tugenden anderer als seiner eigenen". Der Poet, welcher durch seine satirischen Gedichte sich manchen Verdruß zugezogen, dachte sich von seiner Kunst hinweg- und der Geschichtsschreibung zuzuwenden. Der Prinz riet ihm ab: über vergangene Zeiten sei es fast unmöglich, die authentischen Dokumente zu erlangen; die Geschichte der Gegenwart aber zu schreiben, sei ebenso schwierig wie gefährlich — „es gibt", sagte Eugen, „immer Machthaber und ganze Völker, die nicht gewinnen, wenn man selbst schonend und leidenschaftslos von ihnen die Wahrheit sagt". Er hatte damals doppelte Ur-

sache zu diesem Satze. Kaiser Karl war eifrig beschäftigt, ein Stück Geschichte solcher Art zu liefern.

Wie vor vierzig Jahren in Spanien, war jetzt in Österreich das habsburgische Haus seinem Erlöschen nahe. Wieder regte sich in Europa der Streit der Ansprüche und der Interessen schon im voraus um das gewaltige Erbe und wurde für drei Jahrzehnte der Brennpunkt aller großen Politik. Einst hatte Kaiser Joseph I. verordnet, daß nach dem Aussterben des Mannsstammes seine Töchter folgen sollten, von denen die eine späterhin nach Bayern, die andere nach Sachsen verheiratet wurde. Aber schon im Jahre 1713 erklärt Karl VI., daß jeder Kaiser das Recht habe, jedes Gesetz seines Vorgängers zu ändern, und so tat auch er mit jenem Erbgesetz, indem er durch die sogenannte Pragmatische Sanktion die Verfügung traf, daß bei fehlendem Mannsstamme seine eignen Töchter, und erst nach diesen und deren Nachkommen die Töchter seines Bruders erben sollten. Dagegen stand außer

den Ansprüchen dieser Prinzessinnen in bezug auf das Kurland Böhmen noch zweierlei in Widerspruch, einmal das Reichsgesetz, wonach ein Kurland nicht in weiblicher Linie vererbte, sodann ein Vertrag Bayerns mit Ferdinand I. 1546, welcher nach dem Abgange von Ferdinands Mannsstamme den bayerischen Herzögen Böhmen zusicherte. Es waren also, um die Pragmatische Sanktion zu sichern, eine Menge Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen: es bedurfte der Zustimmung der Landstände in den Kronlanden, der Genehmigung des deutschen Reichstags und eines festen Rückhalts in Europa gegenüber der Feindseligkeit der andern Prätendenten. Die landständische Einwilligung wurde ohne Mühe beigebracht, und hierauf war Eugen der Meinung, man solle jetzt vor allem auf ein starkes Heer und einen reichen Schatz bedacht sein und dann in fester Ruhe erwarten, wer einen Widerspruch wagen würde. Aber Kaiser Karl wollte nach seiner Sinnesweise seine Garantien schwarz auf weiß, mit Brief und Siegel haben. Er über-

sah, daß er sich mit der Eröffnung solcher Unterhandlungen in ein grenzenloses Labyrinth begab: je wichtiger die Sache war, desto sicherer kamen alle europäischen Interessen in Bewegung. Gleich der erste seiner Versuche gab die übelste Vorbedeutung für die Weise, womit in Wien damals die entscheidenden Fragen behandelt wurden.

Wir sahen, wie gegen die spanischen Eroberungsversuche das englisch-französische Bündnis zu Gunsten Karls entscheidend und durchgreifend auftrat. Nach dieser Erfahrung und nach der ganzen Weltlage war nichts klarer: wollte Österreich nicht bloß, wie Eugen geraten, sein Heil in die eigene Kraft setzen, wollte es für die Pragmatische Sanktion eine formelle Anerkennung Europas, so mußte es vor allem sein französisch-englisches Bündnis hegen und pflegen. Dazu stimmte sehr gut ein Zweites: wollte man Anerkennung der Sanktion in Deutschland, so kam schon damals das meiste auf Preußen an, welches, obwohl an Umfang fünfmal kleiner als Österreich, durch stramme Verwaltung und Ordnung

ein ebenso starkes Heer und eine ebenso große Einnahme wie der Kaiser besaß, und welches damals auch mit Frankreich und England in bestem Einvernehmen stand. Offenbar wiesen alle Umstände den Kaiser auf ein gutes Verhältnis zu diesen Höfen.

Allein das gerade Gegenteil trat ein. Karl hatte den Engländern den Verlust der spanischen Krone trotz der letzten guten Dienste nicht vergessen, und diese Abneigung erhielt frische Stärke, als man in London aus Handelseifersucht der Lieblingsschöpfung des Kaisers, der Ostindischen Kompagnie, alle möglichen Hindernisse in den Weg legte. Nun geschah, daß Karls bitterster Gegner, König Philipp von Spanien, seinerseits in heftiges Zerwürfnis mit den großen Westmächten geriet. Es war die Heirat des jungen Ludwig XV. mit einer spanischen Infantin verabredet und diese bereits nach Paris zu französischer Erziehung hinübergesandt worden. 1725 aber kam die französische Regierung auf andere Gedanken und schickte ohne alle

Umstände die arme Infantin plötzlich über die Pyrenäen zurück. Eine so schimpfliche Behandlung mußte in Madrid einen Sturm der Entrüstung bewirken. Der König berief seinen Gesandten ab, die Königin sagte dem französischen Botschafter ins Gesicht: „Alle diese Bourbonen sind ein Geschlecht von Teufeln — mit Ausnahme Eurer Majestät“, setzte sie, sich besinnend, ihrem Gemahle hinzu. Unter diesen Umständen kam bei der leidenschaftlichen Fürstin der Gedanke zum Durchbruch, bei solchen Beschwerden gegen England und Frankreich es einmal mit einer Annäherung an den heftigsten der bisherigen Widersacher, an Österreich, zu versuchen. Ein holländischer Baron Ripperda, der unter Alberoni in Madrid emporgekommen, ein rühriger, selbstgefälliger, etwas windiger Diplomat, der weder Schwierigkeiten noch Gewissensskrupeln kannte, kam in tiefem Inkognito nach Wien, um die vertrauteste Allianz der beiden Kronen und insbesondere die Vermählung der beiden Söhne Elisabeths mit zwei Töchtern

des Kaisers vorzuschlagen. Eugen, von dem Kaiser befragt, erhob sich mit vollem Nachdrucke dagegen, und sein Freund Starhemberg fragte geradezu, ob man Österreich zur spanischen Provinz machen wolle. Aber um so lebhafter wirkte die spanische Partei zu Ripperdas Gunsten; der Kaiser entschied nach ihrem Sinne, und im April und Mai 1725 wurden mehrere Verträge geschlossen, auf engste Freundschaft, gute Handelspolitik, die Verheißung jener beiden Heiraten; falls England und Frankreich dagegen wären, würde man Krieg gegen beide auf das äußerste führen; und endlich wollten beide Mächte zusammenstehen gegen alle Ungläubigen, gegen Türken und Protestanten. Es schien damit die Politik des vereinten Österreich-Spanien aus den Zeiten Karls V. noch einmal auf dem Schauplatz der europäischen Politik zu erscheinen. Zar Peter I. von Rußland, damals gegen England wegen dänischer Händel erbittert, war bereit, zum österreichisch-spanischen Bunde hinzuzutreten; es hatte das Ansehen, als

sollte das Kriegsfeuer wieder durch ganz Europa von Gibraltar bis zur Newa aufprasseln.
Natürlich blieb gegen ein so überraschendes Auftreten eine starke Reaktion nicht aus. Je mehr man die einzelnen Bestimmungen der Wiener Verträge mit Geheimnis umgab, desto mißtrauischer griff der einmal aufgeregte Argwohn in seinen Vermutungen umher. England und Frankreich zogen ihr Bündnis fester; Dänemark und Holland, Sardinien und Bayern näherten sich ihnen, und im September 1725 entschloß sich auch König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, mit England einen Bundesvertrag zu Hannover einzugehen. Er war in diesem Augenblicke erzürnt auf den Kaiser wegen kirchlicher Zänkereien im Reiche, und vor allem, auch er hatte eine Erbschaftssorge, an der er unbedingt zu fassen war. Falls der kinderlose Kurfürst von Pfalz-Neuburg stürbe, erhob der König gewisse Ansprüche auf das Herzogtum Berg, stieß damit aber auf lebhaften Widerspruch bei Pfalz-Sulzbach, Holland, Sachsen,

endlich auch beim Kaiser. Als jetzt England und Frankreich dem König ihre Unterstützung in dieser Sache versprachen, konnte Friedrich Wilhelm nicht widerstehen, warf seine kaiserliche Gesinnung hinter sich und zeichnete die Allianz mit den Westmächten. Bei der ersten feindseligen Regung Österreichs sollten zu gleicher Zeit Neapel, Mailand und Schlesien angegriffen werden.
Wenn eine solche Koalition den Kaiser auf das gefährlichste bedrohte, so zeigte sich bald, wie wenig solide Stütze ihm das spanische Bündnis gewährte. Die verheißenen Zahlungen wurden sehr unvollständig geleistet, von ernsten Rüstungen war in Spanien keine Rede, und gerade über den wichtigsten Punkt, über die Verheiratung der jungen Erzherzoginnen, kam man in ärgerliche Differenzen. Genug, Kaiser Karl wurde in nachdrücklicher Weise inne, welch ein Fehler seine spanische Allianz gewesen, wie richtig Eugen die Folgen derselben vorausgesagt, und ein völliger Umschlag trat in der Gesinnung des Kaisers

ein. Althan war gestorben und Eugen rückte in dem bestimmenden Einfluß wieder höchst entschieden an die erste Stelle. Sofort nahm Österreichs Politik eine andere Gestalt an.
Ohne die bisherige Freundschaft mit Spanien übereilt zu lösen, ohne den bisher feindlichen Seemächten eine demütige Konzession zu machen, gab Eugen doch dem Kaiserhofe sofort eine völlig veränderte Haltung. Zunächst wies er mit dem höchsten Nachdrucke auf Österreichs natürliche Verbündete, auf die deutschen Staaten, und vor allem auf deren mächtigsten, auf Preußen. Dessen König hatte 1709 den belgischen Feldzug unter ihm mitgemacht und ihm seitdem die höchste persönliche Neigung und Verehrung gezollt; Eugen schickte jetzt den General Seckendorff nach Berlin, einen Offizier aus fränkischer Familie, der in holländischen, deutschen, preußischen und österreichischen Diensten sich bewegt, vielfache Studien gemacht, und ein großes Talent, die verschiedensten Menschen zu beobachten und zu bearbeiten, ausgebildet hatte.

Schon bei einer frühern Sendung hatte er die volle Gunst des Königs gewonnen, indem er mit ihm exerzierte, rauchte und zechte, ihn mit derben Soldatenspäßen ergötzte, Sparsamkeit, Kirchlichkeit und Treuherzigkeit zur Schau trug, vor allem aber des Königs reizbare Laune mit dem größten Geschicke zu behandeln wußte. Kaum sah ihn Friedrich Wilhelm, so fragte er ihn: „Sie meinen auch wohl, Herr General, ich sei gut hannoverisch?“ — und als Seckendorff bejahte: „Auf Offiziersparole, ich bin besser kaiserlich als hannoverisch.“ In der Tat lag diesem Hohenzollern die kaiserliche Gesinnung, welche sein Haus durch drei Jahrhunderte bestätigt hatte, tief im Blute; der Trieb der Selbständigkeit, zu welcher er seinen Staat emporhob, konnte ihn momentan davon hinwegdrängen, wohl im Herzen war ihm aber nur, wenn er sich in kaiserlicher Freundschaft wußte und dann ein derbes Vivat Germania deutscher Nation rufen konnte. So ging die Verständigung rasch und leicht vonstatten. Zwar zu einer Allianz kam es noch nicht,

weil dafür Preußen ein für allemal die Anerkennung seines bergischen Erbrechts begehrte und Kaiser Karl nicht so entschieden mit Pfalz-Sulzbach brechen wollte. Immer aber war ein Großes erreicht; der König war von dem hannoverschen Bunde abgelöst und zur Neutralität zurückgekehrt. Die Spanier, welche unterdessen ihrerseits den Krieg gegen England vor Gibraltar eröffnet hatten, drängten den Kaiser um so heftiger, ernst mit den Wiener Verträgen zu machen, ebenfalls zum Schwert zu greifen und zugleich die Ehe der jungen Maria Theresia mit dem Infanten Don Carlos zum Vollzug zu bringen. Aber wir wissen, wie völlig der Wind in der kaiserlichen Hofburg umgeschlagen war. Der Kaiser war von allen spanischen Sympathien geheilt; die Kaiserin hatte für ihre zehnjährige Tochter, ohne erst die hohe Politik zu fragen, bereits nach ihrem Sinne einen Gemahl in dem jungen Herzog Franz von Lothringen ausgesucht, und Prinz Eugen war sehr bereit, die ablehnende Antwort an den Madrider Hof zu

redigieren. Zu alledem kam hinzu, daß auch die Berliner Verhandlung wieder aufgenommen war; Seckendorff hatte endlich die runde Anerkennung des bergischen Erbanspruches überbracht, und der König war darauf zu allem bereit, zu engster Allianz, zur Garantie der Pragmatischen Sanktion, zur Verheißung, den künftigen Gemahl Maria Theresias zum Kaiser zu wählen, nur müsse, setzte hier der König hinzu, dieser Gemahl ein Deutscher sein; „keinen Spanier", sagte er, „keinen Franzosen, einen Deutschen wollen wir". Hierauf wurde dann, nachdem Eugen den möglichst höflich abgefaßten Korb nach Madrid geschickt hatte, Dezember 1728 in Berlin gezeichnet. Das erste große Ziel, die entscheidende deutsche Allianz, war erreicht, in einem Grade, wie es niemand hätte vermuten können. Bei allen deutschen Höfen warb von nun an der König für Österreich; „Degen und Pistolen", sagte er, „will ich meinen Kindern in die Wiege legen, daß sie für den Kaiser fechten lernen." Seckendorff, welcher mehreren preußi-

schen Ministern ansehnliche Pensionen bezahlte, war viele Jahre hindurch der mächtigste Mann am preußischen Hofe und der eigentliche Lenker der preußischen Politik. Schon etwas früher hatte Österreich auch in Petersburg den Abschluß eines förmlichen Bundesvertrags erreicht; Eugen fand jetzt festen Boden unter seinen Füßen: „Wenn Kaiser, Brandenburg und Muscovia zusammenhalten“, sagte er, „wer will den drei Adlern etwas anhaben?“ Die heilige Allianz, die in unserer Zeit ein Menschenalter hindurch Europa gelenkt hat, schien damals keine geringere Rolle spielen zu sollen.

In Madrid hatte unterdessen die kaiserliche Absage natürlich bitterböses Blut gemacht. In der Tat, Königin Elisabeth hatte Unglück in den Heiratsplänen für ihre Kinder und empfand es auf das heftigste. Wie einst die Rücksendung ihrer Tochter aus Paris sie in die Freundschaft Österreichs getrieben, so warf jetzt umgekehrt der Unglücksbrief aus Wien sie wieder den Westmächten in die Arme. Sie bot den Eng-

ländern alle ersinnlichen Handelsvorteile, wenn zur Sicherung ihres Erbanspruchs Parma und Toscana schon jetzt mit spanischen Garnisonen belegt würden. Gegen diesen Wunsch hatte man weder in London noch in Paris etwas einzuwenden; beide Höfe standen mit Wien noch immer auf schlechtem Fuße und gaben demnach dem spanischen Antrag 1729 ohne Schwierigkeit ihre Zustimmung. So hatten sich die Allianzverhältnisse völlig umgekehrt: 1725 standen Österreich, Rußland, Spanien gegen England, Frankreich, Preußen, 1729 aber Österreich, Rußland, Preußen gegen England, Frankreich, Spanien. Prinz Eugen wünschte, wie er im Deutschen Reiche die Freundschaft Preußens gewonnen, weiter in Europa mit England wieder in besseres Vernehmen zu kommen. Er wußte aber, daß man einen starken Widersacher besser dadurch bekehrt, daß man ihm Respekt einflößt, als daß man ihm unsichere Furcht zeigt. Er trat also zunächst sehr kategorisch auf, erklärte, daß er das Erscheinen eines einzigen spanischen Soldaten in Italien als

Kriegsfall betrachten würde, und ordnete die bedeutendsten Rüstungen an. In England redete man nicht weniger heftig und tapfer; überall waren fürs erste die Diplomaten der beiden Höfe in lebhaftem Hader, und insbesondere lieferten sich an dem Berliner Hofe der englische und der österreichische Einfluß noch einmal einen Kampf von wahrhaft verhängnisvollen Folgen. König Friedrich Wilhelm I. war, wie bekannt, kein Fürst von einnehmender Art. Er war durch und durch Despot, in seinem Hause, seinem Heere, seinem Staate, und dabei ungebildet, jähzornig und beschränkt. Aber er hatte zwei Eigenschaften, die seinen Despotismus selbst zum Vorteil seines Landes machten, einen unbedingten Trieb zur Selbständigkeit und einen unerschütterlichen rechtschaffenen Willen. Unaufhörlich vermehrte er sein Heer, stählte es durch eine unbarmherzige Disziplin, übte es mit eisernem, genauem, kleinlichem Fleiße; „ein Fürst", sagte er, „der keine Soldaten hat, findet keine Achtung in der Welt". Mit diesem Sinne für militärische Ordnung,

Unterwerfung und Zucht griff er dann die gesamte Landesverwaltung an, nahm alle Gemeinden unter die strenge Aufsicht seiner Beamten und stellte diese unter den Griff einer großen Zentralbehörde, des Generaldirektoriums. Mit dem Eifer des Hausvaters war er selbst mit dessen Akten beschäftigt und teilte seine übrige Zeit zwischen Besichtigung seiner Domänen und seiner Rekruten. Während damals die meisten Staaten sich überhaupt nicht um den Wohlstand der Untertanen kümmerten und die meisten Höfe das Mark des Landes in liederlichem Prunke verschlemmten, reglementierte der König den Bau jedes Privathauses, jagte die Bürger von der Kegelbahn an die Arbeit, ließ keinen Atemzug im Lande ohne Aufsicht und Benützung, aber hatte selbst auch keine andere Freude als diesen Beruf, arbeitete, knauserte und gönnte sich keinen Genuß als ein Glas Bier und eine Pfeife Tabak. Er war weder weitblickend noch vielseitig; er verachtete die Kunst als weibisches Wesen und mißtraute der Wissenschaft als einer

Schule der Gottlosigkeit; er drückte den Verkehr durch Handels- und Luxusverbote, um, wie man sich ausdrückte, das Geld im Lande zu behalten. Aber in allen seinen Provinzen blühte der Ackerbau, wie sonst in Europa nur noch in Belgien und England; der Staatsschatz war zum Überfließen gefüllt, das Heer galt allerorten für musterhaft, wenngleich Prinz Eugen nicht recht traute, ob diese Paradesoldaten sich auch im Kriege bewähren würden.

Hielten sich so im Staatswesen seine guten und üblen Eigenschaften die Waage, so machte er trotz aller Rechtschaffenheit aus seinem Hause durch brutale Heftigkeit und grenzenlose Roheit den Seinigen eine Hölle. Der damals 17jährige Kronprinz Friedrich machte ihm nichts recht; er hatte Freude an Literatur und Flötenspiel und zeigte keinen Eifer für orthodoxe Kirchlichkeit, und das war genug für den Vater, ihn für einen effeminierten Kerl zu erklären und ihn bei jedem Anlaß mit Scheltworten und Püffen zu mißhandeln. Seine Kinder hatten keinen lebhafteren

Wunsch, als das väterliche Haus zu verlassen, und waren ihrer Mutter, einer englischen Prinzeß, mit Entzücken dankbar, als sie den Gedanken auf die Bahn brachte, Sohn und Tochter mit Kindern ihres Bruders, des Königs Georg von England, zu verheiraten. Friedrich Wilhelm war nicht unbedingt dagegen, und eine offizielle Unterhandlung spann sich an. In Wien entstand damit die lebhafte Besorgnis, ob durch diese Heiraten Preußen nicht dem Kaiser entfremdet werden würde, und Eugen entschloß sich, solange England dem Kaiser feindselig bleibe, den Heiraten entgegenzuarbeiten. Besonnen und billig wie er war, wünschte er nicht in heftiger Weise Partei zu nehmen, befahl vielmehr dem General Seckendorff, vor allem bei der Königin und dem Kronprinzen selbst sich Einfluß zu verschaffen und bei diesen in freundlichem Sinne zu wirken. Seckendorff aber, der hier nicht viel ausrichtete und um jeden Preis die Engländer zurückschlagen wollte, bot dann alle Mittel auf, um bei dem König die Wünsche des Kronprinzen zu hinter-

treiben; mit Bestechung, Umtrieben und Intrigen aller Art gelang es ihm, und der englische Gesandte reiste endlich nach einer heftigen Szene aus Berlin hinweg. Der junge Friedrich, verzweifelt und außer sich, versuchte dann 1730 dem Vater zu entfliehen, wurde verraten, verhaftet, als Deserteur vor Gericht gestellt. Der Kaiser sowie Prinz Eugen verwandten sich ernstlich für sein Leben, waren dann aber bemüht, ihm eine Braut nach dem Sinne der österreichischen Politik auszusuchen, und erst als Friedrich sich zu dieser Verbindung entschlossen, erhielt er die vollständige Verzeihung seines Vaters. Es war eine ziemlich unscheinbare Prinzeß von Braunschweig-Bevern, deren Familie damals dem kaiserlichen Hofe unbedingt ergeben war. Friedrich hatte sich lange Zeit auf das heftigste gesträubt, und warf einmal, um der verhaßten Partie zu entrinnen, den Gedanken hin, ob man ihn nicht mit Maria Theresia vermählen wolle. Ein Vorschlag, der, wie keiner Erörterung bedarf, die ganze Zukunft Deutschlands und Europas umgestaltet haben

würde. Eugen aber war unerbittlich. Er war wie Seckendorff der Meinung, daß Friedrichs Antrag nur ein Fallstrick für die österreichische Partei in Berlin sein sollte. „So sehr nun auch", schrieb er dem Gesandten, „hieraus des Prinzen Falschheit abzunehmen ist, so sehr erhellt doch aus diesem Projekt, was für weitaussehende Ideen dieser junge Herr habe. Wiewohl selbe noch flüchtig und nicht ganz überdacht sind, muß es ihm doch an Lebhaftigkeit und Vernunft gar nicht fehlen. Um so gefährlicher dürfte er aber auch mit der Zeit seinen Nachbarn werden, wenn er von seinen gegenwärtigen Grundsätzen nicht abgebracht wird. Dies ist jedoch ohne die Heirat mit der Prinzeß von Bevern nicht zu hoffen, sondern vielmehr zu fürchten, daß, je härter der König mit ihm umgeht, er desto mehr auf seinen Gedanken beharren, und alles, was jetzt der Vater tut, seinerzeit umändern wird." In der Tat blieb in dem Herzen Friedrichs aus diesen Vorgängen ein tiefer, scharfer Stachel zurück. In den Verhältnissen Preußens lag an sich selbst

der Trieb zur Emanzipation von der kaiserlichen Vormundschaft: bei dem Vater wurde er stets noch durch die überlieferte reichsfürstliche Anhänglichkeit an den Kaiser zurückgehalten; diese aber war jetzt bei dem Sohne gründlich und für alle Zeit seines Lebens ausgetilgt.

Man wird hiernach es nicht in Abrede stellen können: es war ein Fehler, daß Eugen sich in die Familienhändel des Berliner Hofes so weit einließ. Und dieser Fehler war um so weniger motiviert, als die Feindseligkeit gegen England, welche das Ganze veranlaßt hatte, dem Prinzen, wie wir sahen, keineswegs als eine tiefe, kaum als eine ernstliche erschien. Er dachte an nichts weniger, als die Dinge mit London zum Bruche zu treiben. Im Gegenteil, es zeigte sich bald, daß er seinen Widerspruch gegen die spanischen Garnisonen in Parma und Florenz nur als Mittel zu einem weiteren Zwecke, zur Durchführung der Pragmatischen Sanktion gebraucht hatte. Es dauerte nicht lange, so deutete er an, daß er die Ankunft der Spanier genehmigen würde, wenn

Spanien und die Seemächte die Erbfolge Maria Theresias gewährleisten wollten. In der Tat kam es 1731 auf diese Bedingungen zu einem Vertrage in Wien, und König Georg vereinte dann als Kurfürst von Hannover seine Bemühungen mit jenen Brandenburgs, um auch auf dem deutschen Reichstage die Garantie der Pragmatischen Sanktion durchzusetzen. So hatte Prinz Eugen binnen vier Jahren ohne Schwertstreich die Stellung Österreichs auf das glänzendste befestigt. Als er die Lenkung ergriff, hatte man halb Europa gegen sich und keinen Genossen als das entlegene Rußland und das unzuverlässige Spanien. Jetzt war nach aller menschlichen Voraussicht die Zukunft Österreichs gesichert. In Deutschland waren Bayern und Sachsen mit ihrem Widerspruch gegen Maria Theresias Erbfolge völlig vereinzelt, und wenn es in Europa der Pragmatischen Sanktion immer noch an der ausdrücklichen Anerkennung Frankreichs fehlte, so stand dafür Österreich jetzt in formeller Allianz mit Preußen, Rußland und den Seemächten; nie-

mals, so schien es, hatte man weniger zu fürchten gehabt.

Prinz Eugen war damals im 70. Lebensjahre, auf der Höhe seines Ruhmes und an der Grenze seiner Kraft. Sein Körper hatte seinem Willen und seinen Arbeiten bis dahin ausgereicht, war aber nicht so robust, um ihn in ungeminderter Jugendfrische sich bewegen zu lassen. Jetzt am Schlusse seiner Tage sollte er noch eine Verwicklung erleben, wo gegen seinen Rat die Gefahr heraufbeschworen und er dann genötigt wurde, wieder von den nötigsten Mitteln entblößt, als der einzige Retter mit dem Schatten seines Namens die Grenzen des Vaterlandes zu decken.

Der Wunsch der Kaiserin, ihre älteste Tochter mit Franz Stephan von Lothringen zu vermählen, war im Laufe der Jahre von der ganzen kaiserlichen Familie adoptiert worden. Franz war der Sohn des berühmten Türkensiegers, stand wie sein Vater in österreichischen Diensten, war mit der jungen Erzherzogin zusammen erzogen worden und hatte sich ihre zärtlichste Liebe er-

worben. Seit Jahrhunderten war das Haus Lothringen mit Habsburg ebenso befreundet wie mit den Bourbonen in tödlichem Hader; der junge Herzog war brav und stattlich, sonst aber nicht eben eine glänzende Partie, da der größere Teil seines Landes schon damals in französischen Händen war: dem Kaiser war dabei gerade der Gedanke erfreulich, daß infolge der Heirat dieser lothringische Rest in der Zukunft ein geharnischtes Vorwerk Österreichs im Herzen der feindlichen Grenzstellung werden könnte. Dies war denn allerdings so einleuchtend, daß auch in Paris nur eine Stimme darüber gehört wurde, sobald die Heirat vollzogen werde, dürfe man selbst den größten Krieg nicht scheuen, um Lothringen vollständig zur französischen Provinz zu machen. Der alte Marschall Villars, Eugens naher Freund und tüchtigster Gegner, sprach dies bei jeder Gesellschaft am Hofe unverhohlen aus; der leitende Minister, der feine, friedfertige, ruhig würdige Kardinal Fleury sagte es nicht, dachte es aber mit derselben Schärfe und Präzi-

sion, allerdings mit der drückenden Besorgnis, bei Österreichs neuesten Allianzen sich dadurch einen höchst gefährlichen Kampf mit halb Europa aufzuladen. Nichts auf der Welt ersehnte er lebhafter, als daß der Kaiser seinerseits ihm einen Grund oder Vorwand zum Angriffe liefern möchte, welcher außerhalb der Bestimmungen der englischen oder preußischen Bündnisse läge und ihm damit die Möglichkeit zur Isolierung Österreichs gewähre.

Diese Dinge waren in Wien keineswegs unbekannt. Man war von feindseligem Mißtrauen gegen Frankreich erfüllt: und gerade aus dieser Stimmung heraus tat man den Schritt, wie ihn Kardinal Fleury sich wünschte, man tat ihn in einer Weise, wie sie Fleury nie zu hoffen gewagt hatte.

Im Jahre 1733 wurde die polnische Wahlkrone durch den Tod König Augusts II., Kurfürsten von Sachsen, erledigt, und innere Parteiung und fremde Umtriebe drängten sich um die Besetzung des glänzenden und morschen Thrones.

Zwei streitende Kandidaten standen im Vordergrunde, auf der einen Seite der Sohn des Verstorbenen, der neue Kurfürst von Sachsen, auf der andern Stanislaus Leszczinski, der schon einmal die Krone getragen, 1709 aber durch die Russen und Sachsen verjagt und späterhin der Schwiegervater des Königs von Frankreich geworden war (eben seine Tochter war die wenig beneidenswerte Braut, um derentwillen man 1725 die spanische Infantin ihrer Mutter zurückgesandt hatte). Schon vor drei Jahren hatten die benachbarten Mächte die Frage in Erwägung gezogen, und zuerst hatten Rußland und Preußen sich 1730 geeinigt, da jenes den Stanislaus, dieses den sächsischen Prinzen nicht mochte, es solle irgendein polnischer Edelmann aus dem Piastenstamme König werden. Auch in Wien verabscheute man den Stanislaus als französischen Schützling und den Sachsen als österreichischen Prätendenten, wußte aber keinen dem Kaiser bequemen polnischen Magnaten aufzufinden und proponierte demnach in Berlin und Peters-

burg als Thronkandidaten einen sehr harmlosen fremden Prinzen, den Infanten Emanuel von Portugal. Rußland war einverstanden; der König von Preußen sah dazu anfangs keinen Grund, gab aber endlich auch seine Zustimmung, als die Gesandten der beiden Kaiserhöfe ihm dafür erneute Garantie des bergischen Erbes und außerdem das Herzogtum Kurland boten. Es zeigte sich jedoch, daß Seckendorff hierzu keine Vollmacht von seinem Hofe gehabt; in Wien war man sehr ärgerlich, daß das bereits so starke Preußen eine neue Vergrößerung erhalten sollte; immer aber riet Eugen, den wichtigen Bundesgenossen nicht durch die Verweigerung der Ratifikation zu kränken. Allein er wurde überstimmt, der Vertrag nicht bestätigt und die Frage einstweilen vertagt, bis sie durch den endlich erfolgenden Tod Augusts II. zu einer brennenden wurde.

Kaum war die Nachricht davon durch Europa gegangen, so gab Rußland den Polen die Erklärung, es werde den Stanislaus nicht dulden,

sondern die Erwählung desselben als Kriegsfall ansehen, Frankreich dagegen verkündete nicht minder feierlich, es werde gegen jeden, welcher die polnische Wahlfreiheit verletze und gegen Stanislaus auftrete, die Waffen ergreifen. Nichts schien unter diesen Umständen für Österreich näher zu liegen, als von dem Handel so weit wie möglich entfernt zu bleiben; die Russen waren dreimal stark genug, für sich allein die Partei des Leszczinski niederzuschlagen, und Frankreich besaß durchaus keine Mittel, ihnen etwas anzuhaben. Nun aber erschien eine sächsische Gesandtschaft in Wien und bot dem Kaiser, wenn er auch die Wahl des Kurfürsten in Polen unterstützen wolle, die Anerkennung der Pragmatischen Sanktion und den Verzicht Sachsens auf alle österreichischen Erbansprüche. Das war ein Ton, schlechthin unwiderstehlich im kaiserlichen Ohr. Der Minister Sinzendorf erging sich in der Schilderung von Fleurys Friedensliebe und war unerschöpflich in Beweisen, daß Frankreich seine Kriegsdrohung nicht ernstlich meine,

anstandshalber die Wahl des Stanislaus befürworte, an Losschlagen aber gar nicht denke. Ganz anders war die Ansicht Eugens. Auf das ernstlichste riet er, die Sache nicht auf das äußerste zu treiben, den Franzosen nicht durch polnische Einmischung zu liefern, was sie am meisten wünschen, einen Handel, bei dem Österreich auf keinen Bundesgenossen rechnen könne. Aber der Kaiser war nicht zu halten; man schloß mit Sachsen ab, erließ eine kategorische Drohung nach Warschau und stellte zur Unterstützung derselben einen Heerhaufen an der schlesischen Grenze auf. Nach Berlin ging die Einladung zum Anschluß. Der König war ärgerlich genug, daß man ihm wieder einen neuen Kandidaten, und gerade den ihm widerwärtigsten zumute: „aber", sagte er, „ich bleibe bei dem Kaiser, wenn er mich nicht mit den Füßen wegstößt"; und sprach seine Bereitwilligkeit aus, wenn auch Sachsen ihm den bergischen Erbanspruch und Kurland bewillige. Der Kurfürst aber, der selbst zu den bergischen Prätendenten gehörte, ver-

weigerte beides. Der König wandte sich darauf unmittelbar nach Wien und bot seine ganze Armee für den Rheinkrieg, wenn der Kaiser ihm die sofortige Besetzung Bergs gestatte. Allein Karl war jetzt völlig von Sachsen eingenommen, wollte dieses in der bergischen Sache nicht verletzen und antwortete dem König äußerst kühl, es sei ganz ausreichend, wenn Preußen sein Reichskontingent, 10 000 Mann, aufstelle. Die Folge war eine tiefe Verstimmung in Berlin, sehr langsames Erscheinen der Zehntausend, im übrigen Zurücktritt Preußens zur Neutralität.

Kardinal Fleury beobachtete mit höchster Befriedigung diese Kette von Fehlgriffen. „Auf diese eine Karte" — er meinte die polnische Erbfolge — „werde ich einige Königreiche gewinnen", pflegte er zu sagen. Während die Seemächte dem Kaiser eröffneten, daß in ihren Verträgen von Polen nichts vorkomme und sie ihn seinem Schicksal überlassen müßten, wenn er um Polens willen in Krieg gerate, sammelte

Fleury Spanien und Sardinien durch die Aussicht auf italienische Beute um seine Fahne und eröffnete im Sommer 1733 den Krieg durch einen lebhaften Angriff diesseits und jenseits der Alpen. Wohl überwältigten in Polen die Russen den König Stanislaus mit reißender Schnelligkeit, aber nicht minder unaufhaltsam überschwemmten die Franzosen ganz Lothringen und Bar, und zwang Marschall Berwick, von Straßburg aus den Rhein überschreitend, Kehl zur Ergebung; in Italien aber nahm Marschall Villars Mailand und besetzte in einem Zuge außer Mantua die ganze Lombardei, während ein spanisches Heer von Parma und Toskana aus den Kirchenstaat durchzog und bis zum Mai 1734 ganz Neapel außer Capua und Gaeta eroberte. An keiner Stelle waren die Kaiserlichen zum Widerstand gerüstet; es fehlte an Truppen und an Generalen, an Vorräten und an Geld; die Bedrängnis war ungeheuer, und in einem Briefe nach dem andern schrieb jetzt der Kaiser dem Prinzen Eugen, daß er sich vor allem, ja

einzig und allein auf seine Liebe, Eifer und zweckmäßige Anstalten verlasse.

Eugen war leidend den ganzen Winter hindurch, aber ununterbrochen tätig für die Rüstungen; er hielt die Gefahr für größer als irgendeine frühere, aber kein Wort des Unmuts über die verblendeten Ratgeber, die sie veranlaßt, kam über seine Lippen; er wußte, daß die Mittel zum Kampf höchst ungenügend sein würden, aber ohne einen Moment des Zauderns erbot er sich freiwillig zur Übernahme des Oberbefehls am Rhein. Bei der Verstimmung des Königs von Preußen, der halb feindlichen Haltung Bayerns, der kläglichen Verfassung des sonstigen Reiches fand er dort ein Heer von 20 000 Mann; er war damit nicht imstande, das von Berwick belagerte Philippsburg zu entsetzen, hielt aber in einer trefflich gewählten Stellung bei Heilbronn den vierfach übermächtigen Feind in Schach, zog die allmählich eintreffenden Verstärkungen an sich und hinderte jede weitere Unternehmung der Franzosen. Friedrich der Große, welcher damals

einige Monate in Eugens Hauptquartier zubrachte, erklärte später, daß die Ruhe dieses Feldzugs den Prinzen, als dessen Schüler er sich zu bekennen stolz sei, nicht weniger ehre als die Schlachten irgendeines frühern. Im folgenden Jahre stellten sich die Dinge etwas besser; das Heer wuchs mit Inbegriff eines stattlichen russischen Hilfskorps bis auf 130 000 Mann. Eugen konnte die Feinde über den Rhein zurückdrängen und auch auf dem linken Ufer einige Vorteile an der Mosel erringen. Aber an die Wiedereroberung Lothringens oder Neapels war dennoch nicht zu denken. Im Frühling versuchten die Seemächte in Wien eine Friedensunterhandlung zu vermitteln; der Kaiser lehnte anfangs ab und forderte dann Eugen zum Gutachten auf. Es ist die letzte größere Staatsschrift, die wir von dem Prinzen kennen; sie überschaut mit weitem und sicherem Blicke die Lage Deutschlands und Europas, zählt die politischen Gefahren und die finanzielle Hilflosigkeit Österreichs mit unerbittlicher Klarheit auf, und ist vor allem merk-

würdig durch die nachdrückliche Bezeichnung des einzigen Heilmittels, zu welchem der Kaiser greifen müßte, wenn er sich nicht mit dem Hause Bourbon nachgiebig versöhnen wolle. Eugen findet es in der von München aus begehrten Verheiratung Maria Theresias mit dem bayerischen Kurprinzen und der so zu erzielenden Vereinigung Bayerns mit Österreich. Ich brauche hier nicht zu erörtern, was vom bayerischen Standpunkte über den Vorschlag zu sagen wäre; auf dem österreichischen war der Wert desselben ganz unzweifelhaft. In der Tat wäre damit eine Ausdehnung der österreichischen Macht auf deutschem Gebiete erreicht worden, welche sowohl den Charakter Österreichs als der deutschen Reichsverfassung vollständig umgewandelt hätte: Österreich wäre durch eine solche Verstärkung seines deutschen Elementes gründlich germanisiert, Deutschland durch eine solche Verstärkung Österreichs gründlich zentralisiert worden.

Kaiser Karl gab auf Eugens Erörterung keine Antwort. Wohl machte sie einen tiefen Eindruck

auf ihn: denn es mußte sehr schlimm stehen, wenn Eugen die Wünsche der kaiserlichen Familie für Franz von Lothringen so völlig aus den Augen setzte. Der Kaiser zauderte nicht länger; in der Alternative, die ihm Eugen gestellt, der bayerischen Heirat oder Nachgiebigkeit gegen die Bourbonen, entschloß er sich rasch und machte seinen Frieden mit Frankreich. Darin überließ er Lothringen dem aus Polen vertriebenen Stanislaus und mithin den Franzosen und trat Novara an Sardinien, und Neapel und Sizilien dem Infanten Don Carlos ab; hierfür räumte dieser Parma dem Kaiser und Toskana dem kaiserlichen Schwiegersohn Franz Stephan von Lothringen ein. So kamen die Bourbonen nach Neapel gegen Österreichs Willen, durch ein französisch-sardinisches Bündnis, unter offener Abneigung der (damals gut österreichisch gesinnten) Einwohner. Indem sie dafür Florenz und Parma herausgaben, war in Italien die Einbuße für Österreich eigentlich nicht groß; seine Herrschaft war dort weniger ausgedehnt

als früher, aber in sich zusammenhängender, sicherer und besser abgerundet. Völlig unersetzt blieb nur auf der deutschen Seite die Stärkung Frankreichs durch die Annexion der lothringischen Lande. So zeigt sich ein ähnliches Verhältnis wie bei dem Utrechter Frieden. Damals erhielt man Straßburg nicht zurück, weil man zu eifrig nach Spanien und Sizilien trachtete, jetzt verzichtete man auf Lothringen, um für das verlorene Sizilien wenigstens Toskana zu erhalten. So viele Opfer waren nötig, damit Franz Stephan die Hand der Maria Theresia empfange. Wenn man im Vergleiche mit diesen Ergebnissen sich die Folgen ausmalt, welche die von Eugen unterstützte Vermählung Marias mit dem bayerischen Kurprinzen herbeigeführt hätte, so ist es unverkennbar, daß hiermit der Schwerpunkt aller österreichischen Politik ebenso entschieden nach Deutschland gerückt worden wäre, wie sich Karls Vorliebe nach Italien wandte. Man wird es aussprechen können: trotz des Kontrastes der physischen Abstammung hatte

Prinz Eugen geringeren Sinn für italienische und lebhafteres Gefühl für deutsche Beziehungen, als der Kaiser des deutschen — oder sagen wir richtiger, des Heiligen Römischen Reiches. Der Frieden wurde zu Wien am 3. Oktober 1735 geschlossen; unmittelbar nachher kehrte Eugen nach Hause zurück. Im Felde war er wohlauf und gesund gewesen wie seit Jahren nicht; in Wien befiel ihn nach einigen Wochen sein altes Brustleiden aufs neue. Ein schmerzhafter Husten, der ihm das Sprechen fast unmöglich machte, hielt ihn fest an das Zimmer gebannt und ließ den Winter hindurch die ernsteste Besorgnis nicht zur Ruhe kommen. Mit dem Eintritt des Frühlings besserte sich der Zustand, Eugen konnte wieder Besuch empfangen, ausfahren, seinen gewohnten Abendverkehr bei der Gräfin Batthyany erneuern. Am 20. April 1736 hatte er Gäste bei sich zu Tische, ging heiter jedem Ankommenden entgegen und geleitete die Abschiednehmenden bis zur Türe. Abends spielte er bei der Gräfin bis neun Uhr Piquet. Man be-

merkte, daß ihm das Atemholen schwer wurde, doch lehnte er, nach Hause zurückgekehrt, ein vorbereitetes Medikament ab, es habe Zeit damit bis morgen. Um Mitternacht sah ihn der Diener in ruhigem Schlafe und zog sich leise zurück. Am folgenden Morgen blieb es still in dem Zimmer; nach langem Warten drangen die Leute ein und fanden den Prinzen in ruhiger Körperlage, mit heiterem Ausdruck der Züge, leblos im Bette. Eine Lungenlähmung war eingetreten; in sanftem und schmerzlosem Tode war er hinübergegangen.

So endete dieser mächtige, große und gute Mensch.



# GESTALTEN UND PROBLEME DER EUROPÄISCHEN GESCHICHTE

*Carl J. Burckhardt*
RICHELIEU
Der Aufstieg zur Macht

---

*Saint-René Taillandier*
HEINRICH IV.
VON FRANKREICH

---

*Conyers Read*
DIE TUDORS

---

*E. Scott*
DIE STUARTS

---

*J. Holland Rose*
DER JÜNGERE PITT

---

*Nicolas Japikse*
DIE ORANIER
Statthalter und Könige
in den Niederlanden

---

*Oskar Schürer*
PRAG
KULTUR
KUNST - GESCHICHTE
***464 Seiten, 160 Kupfertiefdruck- und 8 Lichtdrucktafeln***

---

*Ludwig Pfandl*
PHILIPP II.
VON SPANIEN

---

*Gregorio Marañón*
OLIVARES
***Übersetzt und eingeleitet von Ludwig Pfandl***

---

*Ludwig Pfandl*
KARL II.
Das Ende der Habsburger
in Spanien

---

*Cesare Giardini*
DON CARLOS

---

*Matthias Gelzer*
JULIUS CAESAR

---

*Joseph Bidez*
JULIAN
DER ABTRÜNNIGE

---

*Gerd Tellenbach*
DIE ENTSTEHUNG DES DEUTSCHEN REICHES
im 9. und 10. Jahrhundert

---





